

Veröffentlichungen des Vereins für Kirchengeschichte in der evang. Landeskirche Badens

---

XIV.

Aus der großen Zeit  
der theologischen Fakultät  
zu Heidelberg

Von

D. Karl Bauer

Professor an der Universität in Münster (Westf.)

★

1938

M. Schauenburg, Verlagsbuchhandlung, Lahr in Baden

53244 10  
Veröffentlichungen des Vereins für Kirchengeschichte in der evang. Landeskirche Badens

---

XIV.

Aus der großen Zeit  
der theologischen Fakultät  
zu Heidelberg

Von

D. Karl Bauer

Professor an der Universität in Münster (Westf.)

\*

1938

M. Schauenburg, Verlagsbuchhandlung, Lahr in Baden



Herrn Geh. Konsistorialrat  
**D. Dr. Georg Grützner**

in Münster (Westf.)

gewidmet

in Erinnerung an unsere gemeinsamen Anfänge

in Heidelberg

## Vorbemerkung

Die folgenden Blätter geben den Vortrag wieder, den ich der Akademisch-theologischen Gesellschaft „Wartburg“ zu Heidelberg bei ihrem 73. Stiftungsfest am 29. Juni 1936 gehalten habe. Das Thema war durch das gleichzeitige Universitätsjubiläum nahegelegt. Der Druck ermöglicht es mir, auch diejenigen Abschnitte, welche ich beim mündlichen Vortrag nur in gedrängter Kürze mitteilen konnte oder völlig übergehen mußte, im vollständigen Wortlaut wiederzugeben. Da die Kenntnis der von mir berührten Vorgänge im allgemeinen nur ziemlich oberflächlich ist, teilweise auch nicht immer dem wirklichen Sachverhalt entspricht, schien es mir angezeigt, dem Leser durch zahlreiche und ausführliche Belege aus den nicht jedermann bequem zugänglichen Quellen es zu ermöglichen, sich selber ein deutlicheres und zutreffendes Bild von dem tatsächlichen Verlauf der Dinge zu machen. Erfreulich wäre es, wenn die kleine Schrift andere dazu anregen würde, sich mit diesem ungebührlich vernachlässigten und bisweilen ziemlich verzeichneten Stück Universitäts- und Kirchengeschichte durch eigene Studien etwas genauer vertraut zu machen.

Münster (Westf.), im August 1938.

Karl Bauer.

## Aus der großen Zeit der theologischen Fakultät zu Heidelberg

Die theologische Fakultät der Ruperto-Carola, die jetzt auf eine Geschichte von fünfhundertundfünfzig Jahren zurückblicken darf, hat in der langen Zeit ihres Bestehens manchen Namen aufzuweisen, von dessen Träger sie mit Stolz sagen darf: Er war unser! Aber nur ein einziges Mal hat es ein Zeitalter gegeben, in dem gerade sie es gewesen ist, die der gesamten Universität zu einem geradezu europäischen Ansehen verholfen hat. Diese ihre große Zeit währte sechzig Jahre lang: vom Jahre 1559 an, in dem Friedrich der Fromme als Kurfürst in Heidelberg einzog, bis zu jenem verhängnisvollen Jahr 1619, als „die Pfalz nach Böhmen ging“.

Eine kritische Zeit war eben damals für das wissenschaftliche Leben des Protestantismus angebrochen. Bis zur Mitte des Jahrhunderts schien das Bildungsmonopol wenigstens in Deutschland in den Händen der protestantischen Gelehrten zu liegen. Jetzt aber schickten sich die Jesuiten an, sich der Wissenschaft zu bemächtigen. Seit dem Jahre 1549, als sie sich in Ingolstadt festsetzten, eroberten sie einen katholischen Lehrstuhl nach dem andern: in Wien, in Prag, in Köln. Dazu kamen ihre Kollegien, die sie in Trier, Mainz, Alschaffenburg, Frankfurt, Würzburg und München errichteten. Da sie mit den wissenschaftlichen Mitteln der neuen Zeit arbeiteten, so waren sie in dem Geisteskampf des Jahrhunderts sehr viel ernstere Gegner, als Cochläus, Eck und Konsorten es gegenüber Koryphäen wie Melancthon und Calvin hatten sein können. Und während nun das wissenschaftliche Leben bei den Katholiken einen Aufschwung nahm, dem selbst Männer wie Johann Sturm, Franz Baco, Hugo Grotius und René Descartes ihre Anerkennung nicht versagen konnten, verzehrten die protestantischen Theologen ihre Kräfte in unfruchtbaren kirchlichen Streitigkeiten. Als vollends 1560 Melancthon starb und Calvin ihm vier Jahre später im Tode folgte, da konnte es einen Augenblick so scheinen, als habe der Protestantismus wissenschaftlich abgewirtschaftet. Ein Schweizer Student<sup>1</sup>, der im Jahre 1578 die deutschen Universitäten prüfend überschaute, klagte, daß die vielen



blühenden Universitäten in Deutschland in so kurzer Zeit erschüttert, ja zu Grunde gerichtet seien. „Welche Anziehungskraft“, so fragte er, „kann das gefeierte Marburg heute noch für uns haben? Oder Wittenberg, das noch vor wenig Jahren ein Stapelplatz guter Wissenschaft und tüchtiger Lehrer gewesen? Erfurt hat nicht einmal seinen Namen behaupten können!“ Nur Basel dürfe noch stolz sein Haupt erheben.

Wenn er freilich in diesem Zusammenhang meinte, auch mit der Blüte Heidelbergs sei es nun ein- für allemal vorbei, so hat der weitere Gang der Dinge diese Befürchtung doch nicht bestätigt. Die lutherische Reaktion unter Kurfürst Ludwig VI. (1576—1583) brachte der Universität nur vorübergehend einen Rückgang, auf den dann nur ein um so größerer Aufschwung folgte. Sogleich im Jahre 1584 schnellte die Zahl der Immatrikulationen zu 255, und im nächsten Jahr sogar bis zu 314 empor, — eine Frequenz, wie sie die Universität seit ihrer Gründung noch nie erlebt hatte<sup>2</sup>. Außer den Landeskindern und Deutschen aus den verschiedensten Gauen und Stämmen strömten namentlich die Ausländer scharenweise herzu: Schweizer, Franzosen, Niederländer, Engländer, Friesen, Dänen, Norweger, Tiroler, Polen, Böhmen und Ungarn. Darunter grüßen uns Namen wie z. B. David Pareus, die uns von der Kirchengeschichte her längst gute Bekannte sind.

Es wäre eine lockende Aufgabe, von dieser großen Zeit der Heidelberger theologischen Fakultät ein groß angelegtes, farbenprächtiges Zeitgemälde zu entwerfen. In dem engen Rahmen eines Vortrages aber läßt sich, selbst wenn wir uns in der Hauptsache auf die grundlegende Zeit unter Friedrich dem Frommen beschränken, kaum mehr geben als eine leichte Bleistiftskizze. Dabei wird für uns die liebevolle Versenkung in das Bild um so lehrreicher werden, je mehr wir darauf verzichten, jenes Zeitalter und seine Arbeit mit den Maßstäben unserer Gegenwart zu messen, und je besser es uns gelingt, jenes Geschlecht samt seinen Leistungen im Zusammenhang seiner geschichtlichen Lage, seiner Aufgaben, seiner Schranken und seiner Möglichkeiten zu betrachten.

# 1.

Unser Blick fällt naturgemäß zuerst auf den Fürsten, der in einer siebzehnjährigen Regierung der Heidelberger Fakultät ihre Blüte erst ermöglicht hat.

Den kleinen Herzog Friedrich von Pfalz-Simmern auf dem Hunsrück, der als Vierundvierzigjähriger den Kurhut seines Vaters Ottheinrich übernahm, hatte das Leben bereits in einer harten Schule erzogen. Weil er den lutherischen Glauben angenommen hatte, war ihm von seinem katholischen Vater die Appanage fast ganz entzogen worden, so daß bei seiner großen Familie

Armut, Sorgen und Schulden seine täglichen Begleiter waren. Die Schlichtheit seiner Hofhaltung, die gegen die Prachtliebe seines Vorgängers stark abstach<sup>3</sup>, und die Glaubensstreue, die in kritischen Stunden nie bei ihm versagte, waren für ihn der bleibende Ertrag jener schweren Jahre, in denen er es verschmähte, zur Verbesserung seiner Lage sich zum Werkzeug des bigotten Kaisers oder zum Pensionär der französischen Krone zu erniedrigen<sup>4</sup>.

In kirchlichen Dingen verfolgte er bei seinem Regierungsantritt ebenso wie sein Vorgänger die Linie, die durch den Namen Melanchthons gekennzeichnet ist. Auch er bekannte sich zu dem Frankfurter Rezek (1558), der dem innerprotestantischen Hader ein Ende machen sollte. Aber er war nicht der Mann, auf Treu und Glauben das nachzusprechen, was ein Theologe, und wäre es der gefeiertste gewesen, ihm etwa vorsagte. Er prüfte selbständig, und nach dem Ergebnis seiner Prüfung traf er seine Entscheidung. Unter seinen Standesgenossen hat es keinen gegeben, der theologisch so durchgebildet und darum auch von theologischen Ratgebern so unabhängig war, wie er. Sein Leitfaden durch die kirchlichen Wirren der Zeit waren Bibel und Gebet.

So zog er als Kurfürst im Heidelberger Schloß ein. Und ruhig und unbeirrt, mit dem starken Willen zur Wahrheit, weise und mit fester Hand hat er<sup>5</sup>, wie die Geschichte seines Landes, so auch die seiner Landeskirche und der Bildungsstätte ihrer Diener gelenkt, — im Grunde die einzige wirklich erhebende Gestalt in dem damals ringsum vom Konfessionalismus zerflütelten Deutschland, — einer der ganz wenigen Fürsten, an denen der Beiname „der Fromme“ als Ehrentitel auf die Dauer haften geblieben ist, — zugleich ein Mann, der an seiner kirchlichen Aufgabe selber innerlich gewachsen ist.

Die kirchlichen Zustände, die er in der Pfalz antraf, waren nicht durchweg erfreulich. Zu dem Erbe, das er hier übernahm, gehörte auch ein Kirchenstreit, wie er damals überall an der Tagesordnung war. Die streitenden Brüder waren der Diakon Wilhelm Alebicz an der Heiliggeistkirche in Heidelberg, ein Brandenburger, der den reformierten Anschauungen nahe stand, und der einunddreißigjährige Generalsuperintendent Tilemann Heßhus aus Wesel<sup>6</sup>, ein ehrgeiziger Mann, der die Reformation der Pfalz im Sinne der Flacianer und mit Hilfe des „neuen Bischofs von Strassburg“, Johann Marbach<sup>7</sup>, zu vollenden suchte und wegen seines weitreichenden Einflusses<sup>8</sup> zu seiner Zeit ebenso unbeliebt war, wie der allmächtige Daniel Schenkel in einer späteren. Friedrich bemühte sich vergebens, den Streit friedlich beizulegen, mußte aber schließlich die Entlassung der beiden Störenfriede verfügen<sup>9</sup>.

Aber auch nachdem die Rufer im Streit hatten abtreten müssen, bestanden die Gegensätze in unverminderter Schärfe fort. Wie sich die Kräfte auf die beiden Parteien verteilten, läßt sich nicht leicht



feststellen. War Melanchthon recht berichtet, so waren Träger der reformierten Gedanken nur ausländische Gelehrte, aber die Bevölkerung teilte ihre Ansichten nicht<sup>11</sup>. Dagegen klagte ein so guter Lutheraner, wie der Oberhofmeister Erasmus von Benningen, seinem Freunde Johann Marbach<sup>12</sup>: „Da ist nirgend kein calvinischer Schuster, oder er macht ein eigenes Büchlein, will der Juristen und Mediziner geschweigen, die das Ihre auch dazu tun.“ Jedenfalls waren beide Parteien in der nächsten Umgebung des Kurfürsten vertreten. Die Lutheraner hatten hier ihre stärkste Stütze an der Kurfürstin Maria<sup>13</sup>. Sie wurde in ihrem Luthertum bestärkt durch ihren Schwiegersohn, den Herzog Johann Friedrich den Mittleren von Sachsen, der seinerseits ganz in den Händen seiner Theologen war. Von Straßburg aus wurde Erasmus von Benningen bearbeitet<sup>14</sup>. Sein Gesinnungsgenosse war der Kanzler Erasmus von Mindewitz, der die Thronfolge Friedrichs zu hinterreiben versucht hatte<sup>15</sup> und in seinen Briefen an den Kurfürsten sich wiederholt, wie übrigens auch Benningen, im Ton vergriff<sup>16</sup>. In das reformierte Lager gehörten namentlich der Leibarzt des Kurfürsten, Thomas Craß (Liebler), ein auch theologisch geschulter Altmann, und die Grafen Georg und Eberhard von Erbach, jener ein Schwager des Kurfürsten, dieser sein Oberhofmeister, sowie der Rat Dr. Christoph Chem, der Geheimschreiber Stephan Cirler, und der Hofprediger Michael Diller. Zu ihnen kam noch der Böhme Wenzeslaus Zuleger, der bereits mit 29 Jahren an die Spitze des Kirchenrats trat<sup>17</sup>. In Versuchen, den Kurfürsten für sich zu gewinnen, ließ es keine der beiden Parteien fehlen. Auf der einen Seite ließen es sich Nikolaus Gall in Regensburg<sup>18</sup>, der Schwiegersohn Johann Friedrichs in Weimar<sup>19</sup> und der benachbarte Herzog Christoph von Württemberg<sup>20</sup> angelegen sein, ihn mit Literatur des Luthertums zu versehen. Von der anderen Seite her erwog Calvin den Gedanken, dem Kurfürsten die letzte Bearbeitung seiner *Institutio* zu widmen<sup>21</sup>. Dagegen bestanden um jene Zeit bereits Beziehungen Bullingers zu Friedrich<sup>22</sup>. Und Beza wurde sogar im November 1560 von diesem in Audienz empfangen<sup>23</sup>.

Inzwischen ging der Kurfürst seinen eigenen Weg unbeirrt zwischen den Parteien hindurch. Was ihn von Anfang an von seinen evangelischen Standesgenossen unterschied, war sein Blick für einen Weltprotestantismus, der nicht mit dem deutschen Luthertum stand und fiel. Einst in den kritischen Zeiten des Interims hatte er seine Hoffnung auf das Ausland, auf die Niederlande und England gesetzt, wo er das Evangelium mit Macht aufgehen sah<sup>24</sup>. Seitdem war er gegen jede engherzige Kirchturnspolitis in Sachen des Glaubens gesetzt. Als gemeinsame Grundlage für alle Evangelischen des In- und Auslandes genügte ihm die *Augustana*<sup>25</sup>. Dabei bemühte er sich unablässig

um ein eigenes, wohlbegründetes Urteil über die schwebenden Fragen, dessen gewiß, der himmlische Vater werde ihm, dem „armen, einfältigen Laien“, auf sein Gebet den heiligen Geist ebensowohl schenken, wie den gelehrtesten Doktoren<sup>26</sup>. Mit Theologen besprach er sich nicht gern<sup>27</sup>. Wertvoller war ihm der Gedankenaustausch mit theologisch geschulten Laien wie Craß, Zuleger und Chem. Absichtlich vermied er es auch, die Schriften Zwinglis<sup>28</sup> oder Calvins<sup>29</sup> zu lesen, um nicht als Zwinglianer oder Calvinist ausgeschrieben zu werden, — er wußte, daß er ohnedies „suspekt“ war<sup>30</sup>. Deshalb war es ihm auch nicht angenehm, daß ihm Calvin (1563) seinen Kommentar zu Jeremia zueignete<sup>31</sup>. Soweit er sich von einem Theologen beraten ließ, hielt er sich loyal nach dem Beispiel seines Vorgängers an Melanchthon. Von ihm erbat er sich jenes bekannte Gutachten<sup>32</sup>, das den Abendmahlstreit in seinem Lande schlichten sollte. Dagegen setzte er den Bearbeitungsversuchen seines Schwiegersohns eine ebenso freundliche wie beharrliche Ablehnung entgegen. Auch der Versuch (1560), ihn durch die Vermählung seiner Tochter Dorothea Susanna mit dem Bruder seines Schwiegersohns, dem Herzog Johann Wilhelm von Sachsen, stärker unter sächsisch-lutherische Einflüsse zu rücken, schlug fehl. Eine aus diesem Anlaß gehaltene Disputation des Coburger Superintendenten Dr. Maximilian Mörlin — desselben, der vor drei Jahren das Wormser Kolloquium zum Scheitern gebracht hatte — und des Weimarer Hofpredigers Johannes Stöfel<sup>33</sup> mit den Heidelberger Theologen und Craß über die Gegenwart Christi im Abendmahl<sup>34</sup> bewirkte gerade das, was die Sachsen hatten verhüten wollen. Der Kurfürst gewann nämlich bei ihr den Eindruck, daß die Thüringer nur das bessere Mundwerk, seine Theologen dafür aber die besseren Gründe hätten, und wenn jene ihren Mangel durch stramme Haltung (*audacia*) zu ersetzen suchten, so kamen sie dadurch bei ihm gegenüber den verbindlichen Umgangsformen (*modestia*) seiner Pfälzer erst recht in Nachteil<sup>35</sup>.

Eine entscheidende Wendung brachte für den Kurfürsten indessen erst der Raumburger Fürstentag im Januar 1561. Denn hier überzeugte er sich, daß das Paladium des Luthertums, die *Augustana*, auf deren Abendmahlsartikel in der Fassung von 1530 er im Heßhusischen Streite seine Landesgeistlichkeit verpflichtet hatte<sup>36</sup>, gerade in dieser Fassung „papistisch“ lehrte<sup>37</sup>. Und auch wenn er sich jetzt in die Schriften Luthers vertiefte, war das Ergebnis, daß Doctor Martinus mit seiner Abendmahlslehre im Papismus stecken geblieben sei<sup>38</sup>. Dagegen fand er eine Ausarbeitung Craßs über die Abendmahlsfrage so wertvoll, daß er ihre Drucklegung befahl<sup>39</sup>. Hier war nun der philippistische Gesichtspunkt, der den Frankfurter Rezej beherrschte, ebenso unvermerkt wie unverkennbar durch den reformierten ersetzt. Und diese Linie hat Friedrich weiterhin unverrückt innegehalten: mit dem



Heidelberger Katechismus und der Pfälzer Kirchenordnung, mit der Uebnahme des Bullingerschen Glaubensbekenntnisses<sup>40</sup> und mit seiner berühmten Augsburger Rede vom 14. Mai 1566<sup>41</sup>. Doch hielt er es für durchaus vereinbar mit seinem neuen Standpunkt, auch zur Augustana zu stehen, allerdings nur zur Variata von 1540. Denn ihm lag nach wie vor an dem ökumenischen Charakter des Protestantismus<sup>42</sup>.

## 2.

Man muß diese Einstellung des Kurfürsten kennen, um die Wahl der Männer zu verstehen, die er bereits in seinen ersten Regierungsjahren als Lehrer der Theologie an seine Hochschule berief.

Die Fakultät besaß drei Lehrstühle: für Neues Testament, für Altes Testament, und für die sogenannte Loci communes, d. h. für die Glaubenslehre. Als Neutestamentler hatte Ottheinrich Tilemann Heßhus, als Alttestamentler einen ehemaligen Karmeliter namens Pierre Bouquin (Boquinus) und als Dogmatiker Paul Einhorn (Unicornius) aus Nördlingen berufen. Die drei Kollegen zogen nicht am gleichen Strang. Bouquin neigte zum Calvinismus. Heßhus war Lutheraner strengster Observanz und kümmerte sich, wie der neue Kurfürst mit Mißfallen vermerkte<sup>43</sup>, mehr um das Predigtamt, das ihm nicht befohlen war, als um die Vorlesungen, für die er angestellt war. Einhorn vertrat gleichfalls das Luthertum; er wird uns geschildert als ein plumper Polterer, dessen Fähigkeiten eben dazu ausreichten, zusammen mit Heßhus dem guten Bouquin das Leben sauer zu machen<sup>44</sup>. Daß inzwischen die neutestamentliche Professur durch die Absetzung Heßhusens verwaist war, wirkte auf den akademischen Betrieb um so ungünstiger, als bald nach ihm auch der Dogmatiker Einhorn entlassen werden mußte, weil er sich ohne Urlaub von Heidelberg entfernt hatte und trotz wiederholter Aufforderungen nicht zurückkehrte<sup>45</sup>. So ging einer der ersten Wünsche, die Rektor und Senat dem Kurfürsten (am 6. Januar 1561) vortrugen, dahin, es möchten in der theologischen Fakultät einige „trefliche, gotsforchtige, friedsame“ Lehrer angestellt werden.

Der Entscheidung, die Friedrich zu treffen hatte, sah man allenthalben mit der größten Spannung entgegen. Die Pfalz war für den Protestantismus noch Neuland, und es fragte sich, was für eine Theologie künftig an ihrer Hochschule gelehrt würde<sup>46</sup>. Sollte sie von Sachsen oder von der Schweiz her bestimmt sein? Schließlich fiel die Entscheidung des Kurfürsten weder nach der einen, noch nach der anderen Seite. Er suchte sich vielmehr nur Leute aus, von denen er erwarten durfte, daß sie in ihrem Fache etwas Nütliches leisteten und mehr Geschmack an der aufbauenden Arbeit hatten, als an Streit und Zank.

Unter diesem Gesichtspunkt erfolgen am 4. März 1561 seine Ernennungen.

Zunächst wurde Bouquin, der sich bisher unter schwierigen Verhältnissen immer zur Zufriedenheit gehalten und erst kürzlich einen Ruf nach Straßburg abgelehnt hatte<sup>47</sup>, auf die erste Professur befördert.

Nicht ebenso leicht war es, nun für das Alte Testament wieder eine geeignete Kraft zu finden. Bereits im Sommer 1560 hatte man sich in Heidelberg darum bemüht, Petrus Martyr Vermigli zu gewinnen<sup>48</sup>, und Calvin hatte diesem zugeredet, einen solchen Ruf anzunehmen<sup>49</sup>. Vermigli wäre nach Ausweis seiner alttestamentlichen Vorlesungen<sup>50</sup> zweifellos der geeignete Mann für die Heidelberger Stelle gewesen. Aber der Zürcher Rat ließ ihn nicht ziehen<sup>51</sup>. Ebenso erfolglos blieben die Bemühungen um Wolfgang Musculus in Bern, dessen Stärke allerdings wohl mehr auf neutestamentlichem Gebiete<sup>52</sup> lag. So fiel die Wahl zuletzt auf Emanuel Tremellio<sup>53</sup> aus Ferrara, der wie mancher bedeutende Hebraist seiner Zeit ein getaufter Jude war und nach einem unruhigen Wanderleben erst in Heidelberg Muße zu größeren wissenschaftlichen Arbeiten fand. Doch erfuhr seine Lehrtätigkeit hier mehrmals eine Unterbrechung, da der Kurfürst den welterfahrenen Mann gerne auch zu diplomatischen Sendungen, namentlich nach England, benützte<sup>54</sup>. Ueber seinen reformierten Standpunkt konnte kein Zweifel obwalten, nachdem er bereits 1551 und 1554 Calvins Katechismus für die Zwecke der Judenmission ins Hebräische übersetzt hatte. Seine wissenschaftliche Leistung schätzte Rudolf Zwingli, der Enkel des Reformators, der ihn in Heidelberg gehört hat, so hoch ein, daß er ihn geradezu für den größten Hebraisten seiner Zeit in Deutschland erklärte<sup>55</sup>.

Wichtiger indessen als die Berufung Tremellios wurde für den weiteren Gang der Dinge in der Pfalz die Uebertragung der Professur für Dogmatik an Caspar Olevian aus Trier. In den Gesichtskreis des Kurfürsten war dieser noch als angehender Jurist getreten, als er im Sommer 1556 in Bourges dessen fünfzehnjährigen Sohn, den Prinzen Herrmann Ludwig, unter eigener Lebensgefahr und doch vergeblich vor dem Tode des Ertrinkens zu retten suchte. Bald darauf war dann aus dem Juristen ein ernster Theologe geworden, der in Genf bei Calvin, in Zürich bei Petrus Martyr und in Lausanne bei Beza fleißig seinem Studium oblag. Eine Zeitlang bekleidete er in seiner Vaterstadt ein Schulamt. Als ihn hier eine höchst wirkungsvolle Predigtstätigkeit, die er daneben entfaltete, ins Gefängnis brachte, da war es die Fürsprache Friedrichs des Frommen, der er seine Entlassung aus der Gefangenschaft zu verdanken hatte<sup>56</sup>. In Heidelberg fand er jetzt seit Januar 1560 ein dankbares Arbeitsfeld an dem Sapienz-Kollegium<sup>57</sup>, dessen Ephorat er auch noch ein halbes Jahr beibehielt, als er die



dritte Professur in der theologischen Fakultät übernahm. Seinen Vorlesungen legte er einen eigens zu diesem Zweck von ihm verfaßten Auszug aus Calvins Institutio zu Grunde, der so großen Anklang fand, daß er bald auch im Druck erschien<sup>58</sup>. Indessen dauerte seine akademische Wirksamkeit nicht länger als anderthalb Jahre. Dann trat er in den Kirchendienst über, zuerst an St. Peter, dann an der Hauptkirche zum Heiligen Geist.

Zu seinem Nachfolger ernannte der Kurfürst Zacharias Ursinus aus Breslau, der vor kurzem die Arbeit am Sapienz-Kolleg übernommen hatte. Ursinus, einer der bedeutendsten Theologen der reformierten Kirche überhaupt, gehört zu den Männern, die in jenen Jahren den dogmengeschichtlich so bemerkenswerten und doch noch keineswegs hinreichend aufgeklärten Uebergang von Melanchthon zu Calvin vollzogen. In Wittenberg war er jahrelang begeisterter Schüler des Magister Philippus gewesen. Aber seitdem hatte er auf einer Schweizerreise Beziehungen zu Calvin und Bullinger angeknüpft, und an die Stelle, die früher Melanchthon bei ihm eingenommen hatte, war jetzt Petrus Martyr getreten. Deshalb war er sich auch völlig klar darüber<sup>59</sup>, daß eine Wirksamkeit in seiner schlesischen Heimat für ihn nicht mehr in Frage kam. Denn dort hätte man ihn die Schweizer Lehre, mit der er sich nunmehr durchdrungen hatte, nicht vortragen lassen: über die Sakramente, die Vorsehung und Wahl Gottes, den freien Willen, die menschlichen Ueberlieferungen in der Kirche und die strenge christliche Kirchenzucht. Als nun Vermigli einen Ruf nach Heidelberg ablehnte und dabei zugleich den Pfälzer Kurfürsten auf den jungen Schlesier aufmerksam machte, war die Folge, daß dieser dorthin berufen wurde<sup>60</sup>. Zu der Doppellast der Arbeit an der Universität und dem Sapienz-Kolleg kamen für Ursinus bald auch noch die Katechismuspredigten an den Sonntagnachmittagen hinzu. Er war als Prediger bei dem Kurfürsten<sup>61</sup>, wegen seiner klaren, anregenden Vorlesungen bei den Studenten sehr geschätzt. „Er vor allen“, heißt es in dem schönen Buch Kludhohns über Friedrich den Frommen<sup>62</sup>, „bildete die pfälzischen Theologen heran und war zugleich wissenschaftlich wie kein anderer tätig. Neben Olevian galt er dem Kurfürsten als vorzüglichste Autorität in theologischen Dingen.“ Aber der gehäuften Arbeit fühlte er sich auf die Dauer nicht gewachsen. 1568 trat er von seiner Professur zurück.

An seine Stelle trat Hieronymus Zanchi<sup>63</sup>, vormals regulierter Chorherr der Lateranconggregation in Lucca. Sein Auftrag ging dahin, „die Summa der Theologie nach der hl. Schrift und den Kirchenvätern per locos communes“ zu lesen. Zanchi, wie Tremellio ein Italiener, war ein Mann nach dem Herzen des Kurfürsten, dem er erklärte<sup>64</sup>: er sei kein Lutheraner, lehne es aber auch ab, sich Zwinglianer oder Calvinianer oder sonst nach einem

Parteihaupt nennen zu lassen, — „ich bin ein Christ, kein Mann der Partei.“ In der Tat stand er selbst einem Manne wie Calvin mit selbständigem Urteil gegenüber. Die Wendung zur evangelischen Erkenntnis hatte er bereits in seiner Heimat unter Vermigli's Einfluß vollzogen. Aus dieser Zeit datierte auch seine Freundschaft mit Tremellio. Mit Olevian befreundete er sich später in Straßburg<sup>65</sup>, wo er von 1553 bis 1563 Professor des Alten Testaments war<sup>66</sup> und in den bekannten Streit mit Marbach geriet. Zu Ursin trat er in Heidelberg in sehr nahe Beziehungen. Durch sein umfassendes Wissen, seine dialektische Gewandtheit und seinen rastlosen Eifer erwarb er sich hier in der Fakultät eine außerordentlich geachtete Stellung.

Ein Franzose und zwei Italiener bildeten also damals diese Fakultät. In den übrigen Fakultäten war das ausländische Element nicht ebenso vorherrschend, aber doch gleichfalls sehr stark vertreten<sup>67</sup>. Denn bei dem Kurfürsten war das wissenschaftliche Interesse an der geistigen Höhenlage seiner Universität den guten Traditionen seines Hauses gemäß<sup>68</sup> stärker als der pfälzische Lokalpatriotismus, und da er unter seinen Landeskindern nur ganz vereinzelt Männer von wissenschaftlicher Geltung fand, so griff er auf Fremde von Ruf zurück<sup>69</sup>. Und dafür, daß der so zusammengesetzte Lehrkörper etwas Tüchtiges leistete, haben wir einen gewissen Gradmesser an der Frequenz jener Jahre. Ueber sie liegt uns eine Stichprobe des Kurfürsten aus dem Jahre 1569 vor<sup>70</sup>. Inskribiert waren damals im ganzen 166 Studenten<sup>71</sup>. Bedenkt man nun, daß der Mediziner Sigismund Melanchthon, ein Neffe des Praeceptor Germaniae, in seinem Kolleg über Galen nur fünf Hörer hatte, so nehmen sich daneben die Ziffern der Theologen recht stattlich aus. Der Alttestamentler hatte nämlich im Durchschnitt 34, selten weniger als 30 Hörer. Der Neutestamentler schätzte seine Frequenz sogar auf rund 45. Einen etwas verdrießlichen Kommentar gab dazu freilich einer der Juristen, der nur 25 bis 30 Hörer melden konnte: sein Auditorium wäre auch stärker besetzt, wenn es für die Juristen ebenso viele Stipendien gäbe, wie für die Theologen.

### 3.

Eine Unterbrechung erfuhr diese verheißungsvolle Entwicklung nach dem Tode Friedrichs des Frommen (am 26. Oktober 1576) durch die lutherische Reaktion unter Kurfürst Ludwig VI. (1576—1583)<sup>72</sup>. Doch verrät es wenig Sachkenntnis, wenn man, wie es in der Regel geschieht, annimmt, der Nachfolger Friedrichs des Frommen sei lediglich zu den Traditionen Ottheinrichs zurückgekehrt<sup>73</sup>. Das ist schon deshalb ein Irrtum, weil bereits Ottheinrich im Unterschied von Ludwig sich als Schrittmacher des Reformiertentums erwiesen hatte, indem er mit der Beseitigung



der Altäre und der sogenannten Götzen und mit der Einführung der Kirchenzucht den Anfang machte. Ludwig VI. seinerseits legte nicht nur den calvinistischen, sondern auch den philippinistischen Sauerkeig aus. Bereits als Kurprinz war er so völlig in den Händen der thüringischen Theologen, daß man im reformierten Ausland ihm sogar zutraute, er arbeite im Bunde namentlich mit Bayern, Kursachsen und dem Kaiser auf den Sturz seines eigenen Vaters hin, weshalb man dort eine Intercession der Königin von England als wünschenswert bezeichnete<sup>74</sup>. Zur Regierung gelangt, führte er das Gnesioluthertum in der Pfalz ein, das hier früher nie zu offizieller Geltung gelangt war. Die Strenge, mit der er dabei im Gegensatz zu seinem Vater und unbekümmert um die Warnungen seines Schwagers, des Landgrafen Wilhelm von Hessen<sup>75</sup>, durchgriff, wurde nur im einzelnen Fall durch eine gewisse Pfälzer Gutmütigkeit gemildert. Weitblickend ist er in seiner Kirchenpolitik nicht gewesen. Er hat, freilich zu spät, bekannt: Hätte er alles vorausgesehen, so hätte er die Konfordinformel nicht unterzeichnet<sup>76</sup>.

Der Erste, der unter dem neuen Herrn das Feld räumen mußte, war Olevian, der auf der Kanzel zu dem Thronwechsel bemerkt hatte: „Jetzt werden die Wölfe oben herabkommen und die Schafe fressen“<sup>77</sup>. Aber sein Weggang von Heidelberg brachte der von ihm vertretenen Sache nur eine Förderung. Denn ihm öffnete sich bald eine neue Wirkungsmöglichkeit in Herborn, wo er den Grund zur Blüte der berühmten Hochschule gelegt hat. Der Stifter dieser Schule war Graf Johann der Ältere von Nassau, der Bruder des Schweigers. Bei ihm fanden, wie die 1574 aus Wittenberg vertriebenen Kryptocalvinisten Dr. Friedrich Widenbram und Christoph Pezel<sup>78</sup>, so jetzt auch viele der entlassenen reformierten Pfarrer aus der Pfalz Aufnahme<sup>79</sup>. Seitdem er dann 1580 seine Statthaltertschaft von Geldern aufgegeben hatte, reiste in ihm trotz der Beschränktheit seiner Mittel der Plan, in seinem Lande eine reformierte Hochschule zu gründen, da das Casimirianum in Neustadt a. d. S., von dem sogleich noch zu reden sein wird, kein ausreichendes Gegengewicht gegen die ständig wachsende Zahl von Jesuitenschulen in Deutschland bot. Zur Ausführung des Planes berief er 1584 Olevian, der inzwischen von Werleburg aus sich eifrig um die Reform der Kirche und die Einrichtung der Schulen in der ganzen Lahn- und Niederrhein bis in das Nassauer und Solmsische Land bemüht hatte<sup>80</sup>. Bereits im April übernahm dieser die erste Pfarrstelle der Stadt und förderte das Unternehmen so tatkräftig und erfolgreich, daß schon ein Vierteljahr später — in denselben Julitagen, in denen Wilhelm von Oranien in Delft der Kugel eines gedungenen Mordmörders erlag<sup>81</sup> — die Johannea mit dreizehn Lehrkräften eröffnet werden konnte<sup>82</sup>. Ihr wichtigstes Glied war die theologische

Fakultät, die ein halbes Jahrhundert lang in der ganzen reformierten Welt in hohem Ansehen stand. Sie verdankte das in erster Linie Johannes Piscator, der, seit 1574 Professor der Philosophie in Heidelberg, der lutherischen Reaktion hier ebenso wie Olevian hatte weichen müssen und nach vorübergehender Wirksamkeit in Siegen, am Casimirianum und in Mörs jetzt auf Olevians Betreiben nach Herborn berufen wurde und hier von Oktober 1584 an bis zu seinem Tode (1625) der Johannea als ihr unbestrittenes Haupt das Gepräge seines Geistes mitteilte. Wenige Jahre nach seinem Eintritt in die Herborner Fakultät beschloß Olevian (am 15. März 1587) sein arbeitsreiches Leben. Bekannt ist sein letztes Wort: „certissimus — ganz gewiß!“ Es war die Antwort auf die Frage, die ihm sein Kollege Jakob Alsted vorgelegt hatte: „Lieber Bruder, Ihr seid ohne Zweifel Eurer Seligkeit in Christo gewiß, gleichwie Ihr die andern gelehrt habt?“ — Unter dem Altar der Hauptkirche zu Herborn hat er seine letzte Ruhestätte gefunden.

Nach Olevian kam (am 7. Oktober 1577) Ursin an die Reihe, Heidelberg zu verlassen, indem das von ihm geleitete Sapienzkolleg aufgelöst wurde, da dessen Zöglinge, mehr als siebenzig an der Zahl, mit verschwindenden Ausnahmen es ablehnten, ihren reformierten Glauben zu verleugnen<sup>83</sup>. Ursin, mehr Gelehrtennatur als zum Umgang mit der Jugend geschaffen, hatte an ihnen nie viel Freude erlebt und begrüßte darum jetzt seine Entlassung als Erlösung aus einer Tretmühle<sup>84</sup>. Er brachte es sogar als einziger über sich, dem Kurfürsten mündlich zu danken, daß er ihn so lange habe dulden wollen<sup>85</sup>. Er zog nach Neustadt an der Hardt, wo der Bruder des Kurfürsten, Pfalzgraf Johann Casimir, als Landesherr die reformierten Traditionen seines Vaters fortsetzte<sup>86</sup> und namentlich in dem von ihm 1578 begründeten Collegium Casimirianum der reformierten Kirche eine rasch aufblühende Bildungsstätte schuf. Sie war nach der Überschrift über ihrem Portal „Gott und den Musen“ geweiht. Die Anstalt, die ursprünglich rein theologisch war, wurde am 1. April eröffnet<sup>87</sup>. Nach Lehrkräften hatte Johann Casimir nicht lange Umschau halten müssen. Alle reformierten Professoren, die sein Bruder nicht länger in Heidelberg duldete, strömten nach Neustadt, wo sie von ihm mit offenen Armen aufgenommen wurden. An den Theologen Zanchi, Ursinus, Daniel Toussain (Tossanus) und Du Jon (Junius), dem Juristen Nicolaus Dobbin, dem Mediziner Heinrich Smets und an Vertretern der philosophischen Fakultät wie Simon Stenius, Wittkopius, Witenind u. a. gewann das Casimirianum für die Zeit, in der es den Reformierten die Heidelberger Universität ersetzen mußte, einen Lehrkörper von Rang. Eröffnet wurde der Unterricht am 20. Mai 1578 mit einer lateinischen Rede Zanchis über die Errichtung von Schulen in der Kirche und über die Mühe, die man

auf das Studium der hl. Schrift zu verwenden habe<sup>88</sup>. Ursins Tätigkeit am Casimirianum füllte die letzten fünf Jahre seines Lebens. Sie begann noch am 20. Mai 1578 mit der Auslegung des Jesaja und trug auch mannigfache literarische Früchte, war aber wiederholt durch Krankheit gehemmt und unterbrochen. Als er, noch nicht 49 Jahre alt, am 6. März 1583 starb, hatte er seine Auslegung des Heidelberger Katechismus noch kaum vollendet. Etwas von seinem Geiste ging auf seine zahlreichen Schüler über, unter denen Franz Gomarus und David Pareus (Wängler) die bekanntesten sind.

Dem Aufschwung, den das Casimirianum nahm, entsprach genau der Niedergang der Heidelberger Universität, der die unmittelbare Folge der Lutheranisierung der Pfalz war. Maßgebend waren für alle Professoren die Bestimmungen, die Ludwig VI. für ihr kirchliches Verhalten erließ<sup>89</sup>, und die u. a. die Verpflichtung zum allsonntäglichen Besuch des lutherischen Gottesdienstes mit Familie und Hausgesinde enthielt. Wer in der juristischen, medizinischen und artistischen Fakultät sich weigerte, die Konkordienformel zu unterzeichnen, wurde entlassen. So verlor die Universität jetzt ihre angesehensten Lehrer. Selbst einen so hervorragenden Juristen wie Hugo Donellus ließ Ludwig VI. als Calvinisten strengster Observanz im Sommer 1579 nach Leyden ziehen<sup>90</sup>. Die übrigen fanden zum Teil einen neuen Wirkungskreis an dem Casimirianum, das daraufhin zu einer vollständigen Hochschule ausgebaut wurde. Bei ihren Nachfolgern in Heidelberg wurde weniger auf die wissenschaftliche Leistung, als auf korrektes Luthertum gesehen. So war denn auch in der langen Liste der lutherischen Professoren, die bei der Wiederherstellung der reformierten Kirche Heidelberg verließen<sup>91</sup>, der Jurist Enklin der einzige, der sich literarisch wenigstens einigermaßen bekannt gemacht hat. Wo das wissenschaftliche Niveau in so erschreckendem Maße sank, war es kein Wunder, daß auch die Frequenz stark abnahm. Sogleich unter dem Prorektorat des Hugo Donellus (vom Dezember 1578 bis zum 21. Juli 1579) fanden nur 62, unter Simon Grynäus (vom 10. August bis Weihnachten 1579) sogar nur noch 27 Immatrikulationen statt<sup>92</sup>.

Daß die theologische Fakultät in Heidelberg der Kirchenpolitik Ludwigs VI. zum Opfer fiel, bedarf nach dem Gesagten kaum noch besonderer Erwähnung. Noch im April 1577 hatte die Universität dem Pfalzgrafen Johann Casimir versichert, daß sie die erkannte christliche Religion aus allen Kräften verteidigen werde<sup>93</sup>. Aber sie war machtlos, als am 6. Dezember der Prorektor Enklin im Auftrage der kurfürstlichen Kanzlei den Professoren Bouquin, Tremellio und Zanchi eröffnen mußte, daß sie von Stund an ihrer Ämter enthoben seien, sich des Lesens, Vortrags, Schreibens und Disputierens zu enthalten hätten und auch

nur noch bis Weihnachten im Genuß ihrer Gehälter und Häuser bleiben dürften<sup>94</sup>. So folgte Zanchi jetzt Ursin nach Neustadt, von wo er bereits 1579 Olevian berichten konnte, wie die Schule hier die Heidelberger bei weitem überflügte und einen ständigen Zustrom von Studenten erlebe<sup>95</sup>. Bouquin, der in eine sehr bedrängte finanzielle Lage geriet, ging mit einem glänzenden Zeugnis der Universität<sup>96</sup> als Prediger nach Lausanne, wo er 1582 gestorben ist. Tremellio zog sich zuerst nach Metz zurück und folgte dann einem Ruf an die neue Akademie von Sedan, wo er bis zu seinem Tode (1580) als Professor des Hebräischen wirkte.

Zum Ersatz für die abgesetzten reformierten Professoren wurden „nach und nach, nachdem man ihrer habhaft werden“ konnte<sup>97</sup>, eifrige Lutheraner berufen. Aber sogleich die erste Ernennung brachte eine Enttäuschung. Edo Hilderich nämlich, der am 11. September 1578 die zweite Lektur in der Theologie erhielt<sup>98</sup>, weigerte sich, die Konkordienformel zu unterschreiben. So ließ man ihn bereits 1581 leichten Herzens nach Altdorf ziehen. Er setzt wurde er durch Jakob Schopper, von dem die Geschichte seiner Wissenschaft nichts zu berichten weiß. Neben ihm stand der jugendliche Philipp Marbach aus Strassburg, der, bereits 1579 berufen, lediglich von dem Ruhme seines Vaters zehrte. Für die erste Professur endlich gewann man 1581 in Timotheus Kirchner einen Eiferer um die Konkordienformel. Die Berufungen ließen keinen Zweifel: der neuen Regierung kam es lediglich auf die Gesinnungstüchtigkeit, nicht auf die wissenschaftliche Leistung an. Die Fakultät verödete.

Es war der Tod Ludwigs VI. (am 12. Oktober 1583), der die Fakultät vor dem traurigen Schicksal der übrigen theologischen Fakultäten im lutherischen Deutschland bewahrte, sich in unfruchtbaren theologischen Streitigkeiten zu erschöpfen und darüber zur Bedeutungslosigkeit herabzusinken. Denn Johann Casimir, der jetzt als Administrator für Friedrich IV., den unmündigen Sohn des verstorbenen Kurfürsten, die vormundschaftliche Regierung übernahm, lenkte mit fester, aber schonender Hand in die Bahnen Friedrichs des Frommen zurück, dessen Testament er nunmehr in Kraft setzte<sup>99</sup>. Da er nicht vergewaltigen, sondern überzeugen wollte, verschrieb er sich aus Basel Johann Jakob Grynäus, der in einer öffentlichen Disputation (vom 4. bis 13. April 1584) die Wahrheit der reformierten Abendmahlslehre gegen die Lutheraner zu erweisen hatte. Die Universität, die eingeladen war, lehnte ab, da die Sache sie nichts angehe, dagegen konnte die theologische Fakultät nicht ausweichen<sup>100</sup>. Als Ergebnis des Redeturniers stellte der Kanzler Ehem den Sieg des Grynäus fest<sup>101</sup>. Damit war freilich die theologische Jugend, die die Ausführungen des Vassers wiederholt mit Scharren begleitet hatte, nicht einverstanden, und in einem Anschlag gab sie jedem, der ihn lesen



wollte, mehr deutlich als sachlich ihre abweichende Meinung zu erkennen<sup>102</sup>. Da auch ihre Ordinarien sich von Grynäus nicht hatten überzeugen lassen, mußten sie ihre Stellen aufgeben. Sie wurden ersetzt durch Grynäus, Georg Sohn aus Marburg und Francois du Jon (Franciscus Junius) aus Bourges, der sich in der Pfalz bereits als Pfarrer der französischen Gemeinde in Schönau, dann als Professor am Casimirianum in Neustadt bewährt hatte<sup>103</sup>. Als nach zwei Jahren Grynäus nach Basel zurückkehren mußte, erhielt er den bisherigen Hofprediger Daniel Tossain (Tossanus)<sup>104</sup> zum Nachfolger, während Du Jon (1589) in die bald darauf durch den Tod Sohns erledigte zweite Professur einrückte<sup>105</sup>. Die dritte Professur übernahm dann für ihn der frühere Lehrer am Sapienz-Kolleg Jakob Rimedonk aus Bretten, der erste geborene Pfälzer in der Reihe der reformierten Heidelberger Theologen.

Seitdem war der reformierte Charakter der Fakultät ebenso wenig mehr bedroht, wie der der Universität überhaupt<sup>106</sup>. Denn auch die Regierung Friedrichs IV.<sup>107</sup>, die vormundschaftliche Regierung für Friedrich V.<sup>108</sup> und die eigene Regierung des „Winterkönigs“ führten nur die Linie weiter, die Friedrich der Fromme und Johann Casimir begonnen hatten. Von den Theologen dieser späteren Jahre verdienen besondere Erwähnung David Pareus<sup>109</sup>, der unter den Trennern seiner Zeit genannt zu werden pflegt, Johannes Piscator, dessen Streit über die oboedientia Christi activa der Dogmengeschichte der reformierten Kirche angehört<sup>110</sup>, und Heinrich Alting, dem wir die Kirchengeschichte der Kurpfalz verdanken.

## 4.

Von der Arbeit, die die Heidelberger Theologen jenes Zeitalters leisteten, können wir uns in großen Umrissen ein Bild machen nach den Statuten, mit denen sie nach den von ihnen gesammelten Erfahrungen im Jahre 1575 die Statuten Ottheinrichs ersetzten<sup>111</sup>. Ihre Vorlesungstage waren hiernach Montag, Dienstag, Mittwoch und Freitag, und zwar las der Alttestamentler morgens um 7 Uhr, der Neutestamentler vormittags um 9 Uhr, und der Dogmatiker, der mit seinem Stoff nie fertig wurde, nachmittags um 3 Uhr. Während der übrigen Stunden waren die Kurse der Artistenfakultät angesetzt. Vorlesungsverzeichnisse aus jener Zeit besitzen wir meines Wissens nicht. Aber einzelnes wenigstens ist uns bekannt, z. B. daß im Frühjahr 1566 Bouquin die Evangelienharmonie<sup>112</sup>, drei Jahre später den Epheserbrief exegetisierte, während Tremellio das Buch Hiob behandelte<sup>113</sup>, und daß 1599 der soeben ernannte Pareus die Genesis in Angriff nahm<sup>114</sup>. Außer dieser wurden aus dem Alten Testament auch das Deuteronomium, die Psalmen und sämtliche Propheten, nament-

lich Jesaja und Daniel erklärt. Die neutestamentlichen Bücher kamen „in wenig Jahren“ sämtlich an die Reihe<sup>115</sup>. Außer den Vorlesungen hatten in dem Arbeitsplan auch Disputationen ihren festen Platz, sie vertraten ungefähr die Stelle der heute üblichen Seminare. An Weihnachten, Ostern und Pfingsten fanden sogenannte Deklamationen der Studenten statt. Beliebte war bei den Dogmatikern das Diktieren, das die Regierung aber als zu zeitraubend mißbilligte, sie schlug deshalb (1600) der Fakultät vor, statt der Loci communes lieber Calvins Institutio zu lesen<sup>116</sup>. Etwas später wurden auch Pläne ausgearbeitet, nach denen die Theologen ihr Studium in vier Jahren absolvieren konnten<sup>117</sup>.

Die äußeren Verhältnisse, unter denen der theologische Unterricht stattfand, waren nicht durchweg erfreulich. Das Auditorium, in dem auch die französischen Predigten gehalten wurden, wird uns im Jahr 1591 als eng, dunkel, und am Gewölbe baufällig geschildert<sup>118</sup>. Schon zwei Jahrzehnte vorher hatte sich die Fakultät darüber beschweren müssen, daß es vor den Fremden, die theologische Lektionen und französische Predigten hören wollten, eine Schande sei, daß die bösen Buben, die sich bei dem Auditorium auf dem Kirchhof gewöhnlich zusammenfanden, die Fenster einwarfen, daß die kurfürstlichen Fuhrknechte ihre Wagen dorthin stellten und damit den Zugang fast versperrten, und daß jedermann seinen Rehrich und Schmutz dahin abzulagern gewohnt sei<sup>119</sup>. Ordnung und Reinlichkeit auf den Straßen scheinen damals überhaupt noch ziemlich im Argen gelegen zu haben. Noch unter Ottheinrich hatte der Prorektor den Universitätsverwandten bei einem Gulden Strafe gebieten müssen<sup>120</sup>, daß niemand Schweine auf der Straße herumlaufen lasse, in den Neckar treibe oder außerhalb des Stalles füttere; auch sollte der Dung jeden Tag oder wenigstens einmal in der Woche in den Neckar, aber nicht auf die Straße geführt, und auch die Gassen und Winkel sauber gehalten werden. Da bei alledem die öffentliche Hygiene und sanitäre Maßnahmen viel zu wünschen übrig ließen, unterbrachen wiederholt Pestzeiten den geordneten Betrieb des Studiums<sup>121</sup>. Daß unter normalen Verhältnissen auch schon damals viel geschwänzt wurde<sup>122</sup>, und daß die Neigung bestand, die Ferien über ihren offiziellen Schluß hinaus auszudehnen<sup>123</sup>, geht aus den Akten gleichfalls hervor. Der Kurfürst mußte seine Mäusenöhne je und je daran erinnern lassen, daß die akademische Freiheit — um ein hübsches Wort Runo Fischers einer unverdienten Vergessenheit zu entziehen — nicht eine Freiheit vom Studieren, sondern zum Studieren ist, — eine Erinnerung, die übrigens manchmal auch bei den Herren Professoren nicht ganz überflüssig gewesen zu sein scheint.

Das alles war jedoch nur der äußere Rahmen, in dem sich die akademische Lehrtätigkeit bewegte. Viel wichtiger war natür-



Ich die innere Bindung der Professoren bei ihrer gesamten Arbeit. Grundsätzlich war sie noch immer bestimmt durch das kaiserliche Religionsedikt von 380, das das trinitarische Dogma der alten Kirche zum Reichsgesetz erhoben hatte, so daß dem Leugner der Trinität nicht nur das Gericht Gottes, sondern auch Bestrafung durch die weltliche Obrigkeit drohte<sup>124</sup>. Dazu kamen die neuerdings ergangenen Bestimmungen über den Bekenntnisstand der Pfälzer Kirche. Diesen hatte einst Ottheinrich bei der Anstellung Heßhusens dahin festgelegt, daß jeder, der in die theologische Fakultät eintrat, neben seinen übrigen Amtspflichten es auf seinen Dienst zu nehmen hatte, er wolle keine verdächtigen und aufrührerischen, dem christlichen Glauben und dem Augsburger Bekenntnis und der Apologie fremden Lehren vortragen, verbreiten, bei anderen Lehrern dulden, noch ihnen Vorschub leisten oder sie schützen<sup>125</sup>. Von den Schmalkaldischen Artikeln und dem Katechismus Luthers, die später Ludwig VI. an Stelle der Apologie zur Glaubensnorm für die Gesamtuniversität erhob<sup>126</sup>, war damals nicht die Rede. Gerade die Apologie aber ermöglichte es in der Folge auch den reformierten Theologen, sich auf die Augustana zu verpflichten. Denn in der Apologie war in der Erläuterung des umstrittenen Abendmahlsartikels ausdrücklich gesagt, es handle sich bei der Realpräsenz um „die Gegenwart des lebendigen Christus“<sup>127</sup>.

Seitdem hatten nun aber die beständigen Auseinandersetzungen Friedrichs III. und seiner Theologen mit den Lutheranern es notwendig gemacht, den reformierten Standpunkt der Pfalz klar zu umschreiben. Das geschah 1574 durch die Heidelberger Theologen unter Ursins Führung in einem ausführlichen Bekenntnis über die Trinität, die Zweinaturenlehre und das Abendmahl<sup>128</sup>. Nachdem auf diese Weise der Bekenntnisstand des Landes in der Linie einer Verbindung der schweizerischen mit der philippistischen Lehrform endgültig festgelegt war, konnte der nächste Schritt nur darin bestehen, daß die theologische Fakultät (1575) sich neue Statuten gab<sup>129</sup>, durch die die Professoren weder auf die Augustana und die Apologie, noch auch auf den Frankfurter Rezek und den Heidelberger Katechismus vereidigt wurden, sondern einzig darauf, daß sie die Lehre der prophetischen und apostolischen Schriften nach den altkirchlichen Symbolen und der Glaubensregel (d. h. der analogia fidei) treu und gewissenhaft überliefern und schützen wollten. Das war eine für jene Zeit außerordentlich weitherzige Lehrnorm. Aber sie genügte auch, wie die Erfahrung lehrte, vollständig. Und deshalb lehrte man zu ihr zurück bei der Rekonstituierung der Fakultät (1584) nach dem lutherischen Zwischenspiel<sup>130</sup>, wie (1656) bei der Wiederherstellung der Universität nach dem Dreißigjährigen Krieg<sup>131</sup>.

Wie aufgeschlossen man in Heidelberg unter diesen Umständen

für Strömungen war, für die sich anderswo kein Raum fand, dafür haben wir aus jener Zeit mehrere Beispiele.

Das erste liefert uns Viktorin Strigel. Als dieser, in einen Streit mit Flacius verwickelt, 1559 seiner Professur in Jena enthoben und eingekerkert wurde, da verwandte sich Friedrich III. nicht nur bei dem Herzog von Sachsen für ihn, sondern er war sogar bereit, den Gefangenen in seine Dienste zu nehmen<sup>132</sup>. Damals waren seine Bemühungen vergeblich. Aber als Strigel, der inzwischen seine Lehrtätigkeit wieder hatte aufnehmen dürfen, aufs neue seines Amtes, diesmal in Leipzig, enthoben wurde, fand er ein Asyl in Heidelberg, wohin ihn Friedrich 1567 als Professor der Moral berief.

Ein zweites Beispiel haben wir an Pierre de la Ramée (Petrus Ramus), dem bekannten Gegner der Aristotelischen Philosophie in dem wissenschaftlichen Betrieb seiner Zeit, dessen eigene Methode an Theologen wie Olevian und Piscator, an Politikern wie Althufius und Milton begeisterte Verehrer gefunden hat. Im September 1569 traf er in Heidelberg ein, wo ihm Tremellio gerne Gastfreundschaft gewährte, er aber „sich zu Füßen dieses zweiten Gamaliel setzen und Theologie studieren“ wollte<sup>133</sup>. Einflußreiche Gönner fand er namentlich an Bouquin, Olevian, du Jon und Zuleger. Die Studenten aber, des scholastischen Formelkrams müde, beantragten bei dem Kurfürsten über die Köpfe ihrer Professoren hinweg seine Anstellung als Professor der Ethik, da Strigel, der bisherige Vertreter dieses Fachs, kürzlich (26. Juni 1569) gestorben war. Hiergegen meldeten nun freilich die Herren der Artistenfakultät allerlei Bedenken an: an die Stelle der früheren Streitigkeiten zwischen Realisten und Nominalisten würde künftig ein Janz zwischen Ramisten und Aristotelikern treten, der neue Kollege würde sich auch nicht auf die Ethik beschränken, sondern mit der Zeit über alle Disziplinen der Artistenfakultät sich verbreiten<sup>134</sup>. Der Kurfürst setzte sich jedoch über diese Bedenken hinweg. Als nun aber der gefeierte Gelehrte seine Lehrtätigkeit eröffnete, kam es in der Studentenschaft zu so großen Unruhen<sup>135</sup>, daß der Kurfürst ihn fallen lassen mußte. Sein Hauptgegner am Hofe war Crast<sup>136</sup>, dem von den Theologen nur Ursin<sup>137</sup> sekundierte, indem er den Kurfürsten dahin belehrte, „es sei weder eine rechte Dialektik, noch Rhetorik, denn viele Stücke seien hinweggeworfen; die Jugend solle ohne Federn fliegen lernen, ohne Silben und Buchstaben lesen.“

Am bemerkenswertesten ist aber, was wir über Jakob Grynäus erfahren. Er beschränkte sich nämlich nicht auf seinen theologischen Lehrauftrag, sondern er nahm sich auch der Geschichte an, die bis dahin etwas stiefmütterlich als bloßes Nebensach behandelt worden war<sup>138</sup>. Er begann, öffentliche Vorlesungen über sie zu halten, die außerordentlich stark besucht wurden<sup>139</sup>. Gerade nach dieser



Seite hinterließ seine Aukatehr nach Basel eine fühlbare Lücke in Heidelberg, und wenige Jahre später wandten sich deshalb fünf- und vierzig Studenten, namentlich aus Deutschland, Frankreich, Ungarn, England und den Niederlanden, an den Administrator mit der Bitte<sup>140</sup>, einen eigenen Lehrstuhl für Geschichte zu errichten. Dabei war es ihnen nicht um Vorlesungen über griechische und römische Geschichte zu tun, sondern um eine allgemeine Einführung in die Kirchen- und Weltgeschichte. Denn sie fanden es ohne eine solche mit Recht schwer für einen Studenten, sich z. B. in der biblischen Chronologie und Topographie zurechtzufinden und sie mit den Angaben der Profanhistoriker in Einklang zu bringen. Vor dem Forum der Geschichte der Wissenschaft gereicht es der Heidelberger theologischen Fakultät zur hohen Ehre, daß bereits eines ihrer Mitglieder, François du Jon, sich den Antragstellern gegenüber auf ihren Wunsch zu einem solchen Kolleg bereit erklärt hatte. Ihm und Grnäus ist es zu verdanken, daß endlich im Jahre 1592 die Geschichte aufhörte, Nebensach zu sein und einem eigenen Ordinarius übertragen wurde<sup>141</sup>.

### 5.

Der theologischen Arbeit selbst war durch die Lehnorm von 1575 ihre Richtung vorgezeichnet. Sie war Schrifttheologie. Ihre Grundlage und Norm war die Bibel. Abgelehnt war dabei durch den Hinweis auf die Glaubensanalogie eine lediglich historische und literarische Schrifterklärung, wie sie unter den Humanisten einst Lorenzo Valla begründet hatte. Aufgabe der Heidelberger Theologen war es statt dessen, der Bibel vom Glauben her ein solches Verständnis abzugewinnen, mit dem der Gemeinde gedient war. Auf diese Weise wurde die Theologie von vornherein in die engste Beziehung zur Kirche gesetzt und vor einer ebenso engherzigen und selbstzufriedenen, wie unfruchtbaren Beschränkung auf ein paar Fachgelehrte bewahrt.

Dabei blieb natürlich eine rein gelehrte Tätigkeit, wofür sie nur dem Anliegen des Glaubens nicht hinderlich war, den Heidelberger Theologen unverwehrt. Nach dieser Seite hat sich Tremellio besonders verdient gemacht durch seine lateinische Uebersetzung einer aramäischen Paraphrase der Kleinen Propheten<sup>142</sup> und durch seine Ausgabe des Syrischen Neuen Testaments, zu der er auch eine aramäische und syrische Grammatik hinzufügte<sup>143</sup>. Daß er daneben die praktischen Bedürfnisse nicht vernachlässigte, zeigt uns sein Kommentar zu Hosea<sup>144</sup> und namentlich seine fünfbandige lateinische Uebersetzung des Alten Testaments, bei der ihn du Jon unterstützte<sup>145</sup>. Ein anderes Denkmal reformierten Gelehrtenfleißes auf dem Gebiet der Orientalistik, das derselben Zeit (1583) angehört, ist der erste arabische Druck, der in Deutschland überhaupt erschienen ist: ein Text des Galaterbriefs samt

den sechs Hauptpunkten des christlichen Glaubens und einem Kompendium der arabischen Grammatik, herausgegeben von dem damaligen Pfarrer der französischen Gemeinde in dem benachbarten Schönau<sup>146</sup>.

Aber dieses ganze gelehrte Interesse wurde doch bei weitem überwogen durch die Anforderungen, die die Gemeinde der Gegenwart an den Dienst der Theologen stellte. Am deutlichsten zeigte sich das an der homiletischen Arbeit. Im Jahre 1553 hatte Andreas Hyperius, ein reformierter Flame, der in Marburg Professor der Theologie war, die erste evangelische Homiletik geschrieben<sup>147</sup>, deren bleibendes Verdienst es war, daß sie die Predigt aus den Fesseln der antiken Rhetorik befreite. Der Haupttitel des Werkes (*de formandis concionibus sacris*) legte den Nachdruck auf die formale Seite der Aufgabe. Noch wichtiger aber war der Untertitel (*seu de interpretatione Scripturarum*), denn er bezog sich auf die materielle Homiletik. Danach war die richtige Predigt Bibelerklärung — nicht mehr, aber auch nicht weniger. Genau ebenso sah man die Sache auch in Heidelberg an. Die Heidelberger Professoren wußten natürlich auch, daß man auf der Kanzel zur Gemeinde anders reden muß, als auf dem Katheder zu Studenten. Aber ihre Predigten ließen von dieser Erkenntnis wenig merken. Sie trieben auch in ihnen Exegese, wie es Hyperius von der Predigt verlangte, und da die Exegese stark dogmatisch bestimmt war, so bekamen ihre Predigten ein vorwiegend dogmatisch-lehrhaftes Gepräge, d. h. sie stärkten die Gemeinden nicht nur im Glauben und in biblischer Erkenntnis, sondern sie belehrten sie auch eingehend über die korrekte Lehre ihrer Kirche, über ihre biblische Begründung und über die Irrtümer, vor denen sie sich hüten mußten. Als z. B. Olevian auf Wunsch des Kurfürsten seine Abendmahlspredigten für den Druck bearbeitete, hatte er die löbliche Absicht, sich auf das Verständnis einfacher Leute einzustellen<sup>148</sup>. Wer aber die gedruckten Predigten liest<sup>149</sup>, gewinnt nicht den Eindruck, daß ihm der gemeindemäßige Ton wirklich gelungen sei. Selbst bei einem Manne wie Loussain, der vierzehn Jahre lang (1572—1586) Hofprediger war, verhielt es sich nicht anders. In der Himmelfahrtspredigt, die wir von ihm besitzen, hat er den *Locus de ascensione Christi*, der für die reformierte Abendmahlslehre besonders wichtig war, thetisch und antithetisch wie in einem Kolleg abgehandelt<sup>150</sup>.

Damit ist zum voraus auch schon angedeutet, was über die exegetischen Leistungen der Heidelberger Professoren in jenen zwei Menschenaltern zu sagen ist. Der Niederschlag von Olevians exegetischen Vorlesungen liegt uns vor in einer Reihe von Kommentaren zu neutestamentlichen Büchern, die er in Werleburg ausarbeitete<sup>151</sup>. Zanchi gefiel an ihnen die Kürze, die Gliederung, die durchsichtige Klarheit, die zuverlässige Erklärung, aber auch



die polemischen Spitzen (aculei), und er versprach sich von ihnen auch für die Zukunft Nutzen für die Kirche<sup>152</sup>. Zanchi selbst stellte seine Auslegung durchaus in den Dienst der Dogmatik. In seinem Werk über die Inkarnation des Sohnes Gottes<sup>153</sup> füllte er die ganze erste Hälfte mit einer Erklärung von Phil. 2, 5 ff., die dahin zielte, das reformierte Verständnis der Zweinaturenlehre als richtig zu erweisen. Dabei fehlten weder die vier Stichworte von Chalcedon, noch die Verwerfung von Aekern aus alter wie aus neuer Zeit von den Ebnären an bis zu den Wiedertäufern, Schwentfeldianern und Ubiquisten.

In der Behandlung der Glaubenslehre läßt sich dreierlei beobachten.

Zunächst nämlich leistete das Zeitalter der kryptocalvinistischen Streitigkeiten und der Konfordinformel einer vereinzelt ersetzten Verständigung der Protestanten untereinander keinerlei Vorschub<sup>154</sup>. Am wenigsten konnte von einer Beruhigung der Gemüter in der Pfalz die Rede sein, wo man sich namentlich Jakob Schmidlin, genannt Andreä, gegenüber in einem beständigen Abwehrkampf befand. Das Streitobjekt bildete natürlich noch immer die Abendmahlslehre und im Zusammenhang mit ihr die Christologie. Selbst der als Vorläufer des Synkretismus bekannte David Pareus hat sich in seinen rüstigsten Mannesjahren in einer eigenen Streitschrift an diesen Auseinandersetzungen beteiligt<sup>155</sup>; sein bekanntes Irenicum (1614) hat er erst auf seine alten Tage geschrieben. Einstweilen flogen nach altem Brauch Streitschriften herüber und hinüber. Hospinians Historia sacramentaria wimmelt in ihrem zweiten Teil von ihren Titeln, — heute führen sie ein unrühmliches, verstaubtes Dasein in unseren großen Bibliotheken. Gefördert hat keine einzige von ihnen auch nur an einer einzigen Stelle die Arbeit an den erörterten Problemen. Denn sie alle wiederholten nur bis zum Ueberdruß die alten Gründe und Gegenstände, die überzeugend doch nur auf die wirkten, die schon längst überzeugt waren.

Neben diese Polemik gegen die Tübinger Theologen tritt sodann seit den letzten Jahrzehnten des sechzehnten Jahrhunderts die Auseinandersetzung mit dem Katholizismus. Es war die Zeit, in der der bedeutendste katholische Polemiker, Bellarmin, seine „Disputationen über die Kontroversen“ erscheinen ließ<sup>156</sup>, die, wie überall in der protestantischen Welt, so auch in der Pfalz die Aekern der Theologen in Bewegung setzten und auch in den Vorlesungen Berücksichtigung verlangten. Da auch sonst im Zusammenhang mit der immer zuversichtlicher und stärker vorstoßenden Gegenreformation der literarische Streit zwischen Katholiken und Protestanten gegen Ende des Jahrhunderts immer lebhafter wurde<sup>157</sup>, so regte Friedrich IV. (1599) an, die Arbeit der dogmatischen Professur künftig auf zwei Lehrer zu verteilen, von

denen der eine nur die theologische Prinzipienlehre und die Glaubensartikel, der andere nach dem Beispiel anderer berühmter Universitäten die Polemik vortragen sollte<sup>158</sup>. Da indessen Rektor und Senat Bedenken gegen eine solche Neuerung hatten<sup>159</sup>, blieb alles beim alten.

Bei weitem am interessantesten ist nun aber der Beitrag, den die Heidelberger Theologen in jenem Zeitraum zur Geschichte der Theologie lieferten, indem sie die Vorgeschichte der Föderaltheologie um ein bemerkenswertes Stück weitertrieben<sup>160</sup>.

Der bekannte Hauptvertreter der Föderaltheologie, Johann Coccejus (Coch) aus Bremen, der Zeitgenosse Paul Gerhards, hat als seinen Vorgänger in der theologischen Auswertung der Bundesidee einmal ausdrücklich Olevian genannt<sup>161</sup>. Doch reicht die Vorgeschichte der Föderaltheologie noch über diesen zurück und hat bereits in diesem ihrem ersten Stadium eine Reihe von Elementen ausgebildet, die ihr immer eigentümlich geblieben sind.

Die erste Anregung zu ihr kam von Zwingli<sup>162</sup>. Im Kampf mit den Täufern hatte dieser auf Gen. 17 zurückgegriffen, wo der Einsetzung der Beschneidung, dieses alttestamentlichen Vorbilds für die Taufe, die Bundesschließung Gottes mit Abraham vorausgeht. Sie vollzieht sich in aller Form des Rechts. Jeder der beiden vertragschließenden Teile übernimmt eine Verpflichtung: Abraham wird vor Gott wandeln und fromm sein, Gott aber wird ihn zum Vater vieler Völker machen und seinem Samen das Land Kanaan zum ewigen Besitz geben. Dieser Bund ist für Zwingli identisch mit dem Heils- und Gnadenbund des Neuen Testaments<sup>163</sup>. Das Verhältnis der alt- und neutestamentlichen Stufe des Bundes bezeichnete er als das von Weissagung und Erfüllung. In der hier vorgezeichneten Richtung gingen Bullinger<sup>164</sup> und Calvin<sup>165</sup> in der Hauptsache weiter.

Der Anstoß zu einer wirklichen Weiterbildung dieser Gedankenreihe kam dann nicht von reformierter Seite, sondern von Melancthon. In seinem Ordinanden-Examen (1554) hatte dieser nämlich unter Verwendung von Ausdrücken des römischen Rechts Formeln über Gesetz und Evangelium geprägt<sup>166</sup>, die sich in der Folge für den Ausbau der Föderaltheologie als außerordentlich wichtig erwiesen. In der Meinung, damit den Sinn des ersten Petrusbriefes (3, 21) richtig wiederzugeben, redete er mit Bezug auf die Taufe von einem Kontrakt (stipulatio), von einem Bunde mit gegenseitiger Verpflichtung (mutuum foedus, mutua obligatio) zwischen Gott und dem Menschen. Damit gab er, auch ohne selber auf die Idee des Vertrags (foedus = pactum) näher einzugehen, doch den Föderalisten eine Terminologie, deren sie sich seitdem mit Vorliebe bedienten. Außerdem aber bereitete er auch den der späteren Föderaltheologie so geläufigen Begriff des Naturbundes vor, indem er von dem Ebenbild Gottes als dem Natur-



gesetz (lex naturae) sprach. Er verstand darunter ein dem Menschen von Natur angeborenes Wissen um das göttliche Gesetz, das durch den Fall Adams zwar getrübt, aber nicht ausgelöscht ist und inhaltlich sich mit dem Offenbarungsgesetz deckt.

Diese Gedanken wurden nun mit der Bundesidee verknüpft und nach Heidelberg verpflanzt durch Ursin und Olevian. Ursin kam ja ursprünglich aus der Schule Melancthons und hatte dessen Examen ordinandorum am Elisabethengymnasium in Breslau auszulegen gehabt<sup>167</sup>. Er hatte keinen Anlaß gefunden, auch in diesem Stück umzulernen, als er in das reformierte Lager übergang. Olevian aber hatte in Trier nach der Dialektik Melancthons unterrichtet und war daher gleichfalls mit den Gedankengängen ihres Verfassers vertraut<sup>168</sup>.

Das Verdienst, jene Gedanken vom Naturgesetz und den ganzen Gegensatz von Gesetz und Evangelium zuerst in den Föderalismus hineingearbeitet zu haben, gebührt Ursin<sup>169</sup>. Aus der Schule Melancthons ist ihm die Zurückführung der ganzen Kirchenlehre auf die beiden Grundbegriffe „Gesetz“ und „Evangelium“ immer maßgebend geblieben<sup>170</sup>. Sie waren ihm die beiden Seiten, nach denen der Bundesgedanke sich auseinanderlegte. So wurden bei ihm aus dem einen Bund, an dem noch Calvin nur eine doppelte Handhabung (administratio) durch Gott unterschieden hatte, zwei Bundeseschließungen, die geschichtlich aufeinander folgten. Bei der Schöpfung schloß Gott mit den Menschen einen Naturbund, der allen von Natur bekannt ist; in ihm verlangte er von uns vollkommenen Gehorsam und kündigte den Gehorsamen als Lohn das ewige Leben, den Ungehorsamen ewige Strafen an. Das ist Inhalt und Sinn des Gesetzes. Demgegenüber enthält das Evangelium den Gnadenbund, der der Natur durchaus unbekannt ist; hier hat Christus die geforderte Erfüllung des Gesetzes geleistet, und seinen Gläubigen ist um seinerwillen das ewige Leben gewiß<sup>171</sup>. Demgemäß ist in der ersten Frage<sup>172</sup> des großen Katechismus Ursins, in der die berühmte erste Frage des Heidelberger Katechismus vorgebildet ist, der Gnadenbund der einzige Trost im Leben und im Sterben. Diese religiöse Würdigung des Gnadenbundes als des eigentlichen Inhalts des ganzen Evangeliums und der Verzicht auf jede Spekulation über den Naturbund nach Art der Späteren ist es, was der Behandlung der Bundesidee bei Ursin ihr eigentümliches Gepräge gibt.

Ganz ähnlich liegen die Dinge bei Olevian. Auch bei ihm ruht der ganze Nachdruck auf dem Gnadenbund. Was diesem als ursprüngliche Ordnung und weiterhin als Störung des normalen Verhältnisses zwischen Gott und Mensch vorausgegangen ist, dient nur als dunkle Folie für die Größe und Herrlichkeit des Gnadenbundes. Olevian wird nicht müde, dessen Segen nach allen Richtungen hin uns zum Bewußtsein zu bringen. Er nennt die Christ-

gläubigen mit Vorliebe „Bundesgenossen“, weil sie an diesem Bunde teilhaben. Indem er dem Gang des Apostolikums folgt<sup>173</sup>, findet er immer neuen Anlaß, den Segen des Bundes von einer anderen Seite zu zeigen. Der Vatername Gottes<sup>174</sup> und seine Allmacht<sup>175</sup>, der Glaube an die Engel<sup>176</sup> und die Polemik gegen die Vorhölle<sup>177</sup>, der Herrentitel für Christus<sup>178</sup> und die Zweinaturenlehre<sup>179</sup>, — alles ist eine stete Erinnerung, daß Gott mit uns im Bunde steht. Aber den Höhepunkt des Ganzen bildet die Aufrichtung des Gnadenbundes in dem Versöhnungstode Christi<sup>180</sup>. Die Art, wie Olevian von alledem redet, verrät nicht nur den geschickten Lehrer, der seinen Stoff klar zu ordnen versteht<sup>181</sup>, sondern man merkt ihr namentlich auch an, wie ihm selbst bei diesen Sätzen warm ums Herz geworden ist<sup>182</sup>. Neu ist bei ihm, daß er mit der Bundesidee zugleich die Reichgottesidee verknüpft hat. Damit ist er der unmittelbare Vorgänger des Coccejus geworden<sup>183</sup>. Was dieser später hinzufügte, war in der Hauptsache nur die reiche Typologie und eine oft recht gewagte Exegese.

An Sohn<sup>184</sup>, wenn wir die Reihe der Heidelberger weiter mustern, fällt auf, daß bei seinen Ausführungen über den Bund die Erinnerung an seine früheren juristischen Studien stärker nachwirkt als bei Olevian. In der Sache selbst aber findet sich bei ihm nichts, was über Ursin und Olevian hinausführt.

Dagegen bezeichnet allerdings François du Jon einen solchen Fortschritt<sup>185</sup>. Während nämlich Ursin die Melancthonische Unterscheidung von Gesetz und Evangelium in die Bundesidee hineingearbeitet hatte, unterschied du Jon einen doppelten Bund Gottes mit Adam: den ersten im Urstand, den zweiten nach dem Fall. Wandte man hiergegen etwa ein, von einem eigentlichen Vertrag, d. h. von einem gegenseitigen Pakt, könne man doch im Paradies auf Grund von Genesis 2, 16 f. nicht reden, so erinnerte der in seinen Klassikern belesene Mann daran: bei Livius werde doch auch einmal das einseitige Diktat, mit dem der Sieger dem Besiegten seinen Willen aufzwingt, als „Bund“ (foedus) bezeichnet, und danach lasse sich auch bei jener Genesisstelle von einem Bunde reden. Nachdem dieser Bund durch Adams Fall gebrochen war, machte die Prädestination der Erwählten einen neuen Bund notwendig, den „evangelischen Bund“ (foedus evangelicum), dessen verschiedene Stadien mit dem Protevangelium, Abraham, Moise und Christus begannen<sup>186</sup>.

Man kann nun ruhig gegen diese ganze Föderaltheologie, wie sie bereits durch die Heidelberger angelegt ist, mit ihrem Zeitgenossen, dem reformierten Gymnasialrektor Bartholomäus Keckermann (1571—1609) in Danzig geltend machen<sup>187</sup>, hier werde eine bildliche Ausdrucksweise der Bibel in unstatthafter Weise gepreßt. Und man kann dennoch der Meinung sein, daß diese Föderaltheologie gerade in ihren Heidelberger Anfängen gegenüber der



sonst allenthalben üppig wuchernden Lokalmethode einen großen Fortschritt bedeutete. Denn einmal kam in ihr der entschlossene Wille zum Ausdruck, die Glaubenslehre nicht nach einem kausal oder final aufgezogenen Schema aufzubauen, sondern sie wirklich aus ihrem biblischen Stoff herzuleiten. Außerdem aber kam hier nach der inhaltlichen Seite die Erkenntnis zu ihrem Rechte, daß es für den evangelischen Glauben nicht um abstrakte Wahrheiten, sondern um ein Handeln Gottes mit uns Menschen geht.

Wir Heutigen empfinden vielleicht an diesem ganzen dogmatischen Aufriß namentlich das als fremdartig, daß als seine Hauptmittel Begriffe benützt werden, die nicht der Sphäre des Glaubens oder der Sitte, sondern des Rechtes angehören. Aber für das Bewußtsein jenes Zeitalters lag hierin ebensowenig etwas Fremdartiges, wie in der seit Anselm üblichen Verwertung des Satisfaktionsgedankens in der kirchlichen Versöhnungslehre. Ja gerade diese Verbindung der Heidelberger Dogmatik mit dem Rechtsgedanken hat der Föderaltheologie bereits in diesem Anfangsstadium zu einer überraschend starken Auswirkung auch hinüber in die Rechtswissenschaft verholfen, indem sie in hohem Grade anregend auf Johannes Althusius wirkte. An dem politischen System dieses hervorragenden Mannes hat Gierke<sup>188</sup> als den eigentümlichsten Charakterzug „den es von der Sohle bis zum Scheitel durchwaltenden Geist des Föderalismus“ bezeichnet. Erinnern wir uns, daß Olevian seine Föderaltheologie nach Herborn übertrug, wo er während seiner letzten Jahre an der hohen Schule wirkte, und nehmen wir hinzu, daß damals (1586) auch Althusius dort eintraf, so ist die Vermutung Schrenks<sup>189</sup> nicht von der Hand zu weisen, daß der Umgang mit dem Theologen auf den Juristen stark abgefärbt habe. Es ist gewiß nicht zufällig, wenn Althusius in seiner *Politica* für das staatliche Bündnis wie für das sogenannte *pactum religiosum*, das heißt für das *pactum* der staatlichen Obrigkeit mit der Kirche zum Zweck des *regnum Dei* immer wieder ausführliche biblische Begründungen gibt und den politischen Bündnisbegriff mit dem religiösen Föderalbegriff vergleicht<sup>190</sup>.

## 6.

Nicht vorübergehen dürfen wir schließlich an den Beziehungen der Heidelberger Fakultät zu der Kirche ihrer Zeit. Denn so sehr eine Fakultät darum bemüht sein muß, wissenschaftlich ihren Rang zu behaupten, so sehr muß sie sich daran erinnern, daß ihre ganze Arbeit Sinn und Wert erst dadurch erhält, daß sie sie als einen Dienst versteht, den sie der Kirche leistet<sup>191</sup>. Besteht dieses gesunde, normale Verhältnis zwischen Theologie und Kirche, so haben beide Teile davon Gewinn.

Die Voraussetzungen hierfür waren in dem Heidelberg des ausgehenden sechzehnten und des beginnenden siebzehnten Jahr-

hunderts gegeben. Die Theologie, die damals hier getrieben wurde, hatte den ungeheuren Vorzug, daß sie im steten Blick auf die Gemeinde getrieben wurde. So gründlich Männer wie Olevian oder du Jon als Philologen geschult waren, so unverrückt behielten sie die Aufgabe im Auge, mit dem Schriftverständnis, das ihnen die Beschäftigung mit dem biblischen Urtext vermittelte, der Gemeinde zu dienen. Und so ernstlich sie sich darum bemühten, die Glaubenswahrheiten der Bibel richtig und klar herauszuarbeiten, so fern lag ihnen jener Scholastizismus, dem die Zergliederung der Begriffe fast wichtiger wurde als der innere Gehalt. Dieser biblisch-praktischen Haltung entsprach es vollkommen, daß diese Heidelberger Theologen ebenso gerne unter ihren Studenten wie in der Gemeinde arbeiteten. Olevian, Zanchi, Bouquin, Toussain, du Jon, — sie sind alle nicht nur Professoren, sondern zeitweise auch Pfarrer gewesen, und selbst Ursin, der unter ihnen am wenigsten auf eine praktische Gemeindegemeinschaft angelegt war, wurde nicht nur wegen seiner klaren Vorlesungen, sondern namentlich auch als Prediger sehr geschätzt. Einen Unterschied zwischen esoterischer und exoterischer Weisheit gab es für diese Männer nicht. Ihre ganze theologische Arbeit betrachteten sie als einen Dienst an der Gemeinde. Deshalb kannten sie immer nur eine und dieselbe Wahrheit, die sie zu verkündigen hatten, gleichviel ob sie auf ihrem Katheder oder auf einer Kanzel standen. Bekleideten sie ein Pfarramt, so war all ihr Predigen auf den „einigen Trost im Leben und im Sterben“ bezogen. Und auch als Professoren richteten sie ihr Augenmerk wesentlich darauf, ihre Studenten dazu auszurüsten, daß sie ihren Gemeinden einmal diesen „einigen Trost“ spenden konnten. Daß man Theologie als bloße Wissenschaft, Exegese lediglich als Philologie, Kirchengeschichte als einen Ausschnitt aus der allgemeinen Geschichte behandeln könne, wäre ihnen eine unvollziehbare Vorstellung gewesen.

Durch diese grundsätzliche Ausrichtung ihrer ganzen Arbeit auf die Gemeinde war ihnen die Haltung vorgeschrieben, die sie in den Kirchenkämpfen jenes Zeitalters zu beobachten hatten. Schon frühe mußten sie zu den Wirren Stellung nehmen, die die junge „Kirche Englands“ (Church of England) unter der Königin Elisabeth erschütterten. Schien es sich anfangs hier nur um Dinge von verhältnismäßig so untergeordneter Bedeutung zu handeln wie die Kleiderfrage, so stellte sich doch schon bald heraus, daß das Prinzip der Reinigung der Kirche von allen Rückständen des Katholizismus, das die Puritaner vertraten, sich viel weiter erstreckte, als auf Abschaffung oder Beibehaltung des bischöflichen Ordens und ähnliche Dinge. Das Kirchenideal des Presbyterianertums erhob sich in seiner ganzen herben Größe gegen die Halbheiten des Episkopalismus, der in einem Reformkatholizismus stecken zu bleiben schien. Da die Wortführer sich für ihr Programm



auf das Vorbild der Schweizer Gemeinden beriefen, in denen sie unter der bloody Mary Gastrecht genossen hatten, so traten die englischen Bischöfe über diese Forderungen in einen lebhaften Briefwechsel namentlich mit den Zürcher Theologen<sup>192</sup> ein. Aber auch Männer, denen sie damals in Straßburg nahe getreten waren, wurden jetzt von ihnen zu Rate gezogen. So erschien im Juni 1571 D. Christoph Montius bei Zanchi, der inzwischen nach Heidelberg übergesiedelt war, schilderte ihm die Verhältnisse in England und bat ihn, Warnungsbriefe an die Königin und verschiedene anglikanische Bischöfe zu richten. Auf Drängen seiner Freunde, das durch einen Befehl des Kurfürsten sehr wirksam unterstützt wurde, entsprach Zanchi schließlich diesem Wunsch. Sein Schreiben an den Bischof John Jewel von Salisbury<sup>193</sup> besitzen wir noch. Es zeichnet sich aus durch große Besonnenheit. Zanchi rechnete durchaus mit der Möglichkeit, daß Elisabeth nicht nachgeben werde. Aber darin erblickte er für die nicht mit ihr einverstandenen Bischöfe keinen Grund, ihr Amt niederzulegen. Er riet vielmehr, sie sollten es ausüben, solange sie die Freiheit hätten, frei zu predigen und die Sakramente nach dem Worte Gottes zu verwalten, auch wenn sie im übrigen etwas tun müßten, womit sie nicht recht einverstanden seien. Nur falls man sie zu etwas zwingen wolle, was an sich und schlechthin böse sei, müßten sie mit den Aposteln sagen: Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen. Aus dem adiaphoristischen Streit, dessen Zeuge er in Straßburg noch geworden war, hatte er die Lehre gezogen, die er jetzt an die Engländer weitergab: Um Dinge, die an sich wirklich Adiaphora seien, dürfe man sein Amt nicht aufgeben, denn die Gemeinde ließe damit schwerste Gefahr, da sich nicht voraussehen lasse, wem sie dann preisgegeben würde. Also nicht die starre Konsequenz eines theologischen Prinzips, sondern die Rücksicht auf das Wohl der Gemeinde sollte maßgebend sein. Wenn man auf solche Ratschläge jenseits des Kanals gehört hätte, so würde wohl die englische Kirchengeschichte der beiden nächsten Menschenalter einen ruhigeren Verlauf genommen haben.

Auch die Linie, die die Heidelberger bei ihren Auseinandersetzungen mit den Tübingern und in den Streitigkeiten um die Konkordienformel inne hielten, war ihnen durch das Interesse der Gemeinde vorgezeichnet. Hierdurch unterschieden sie sich auf sehr bemerkenswerte Weise von jener eigentümlichen Verquickung von Religion und Politik bei Männern wie Jakob Andrea und Martin Chemnitz, die zuerst ihre Theologumena mit Hilfe der Konkordienformel zu kanonischem Ansehen erhoben und dann alle, die diese Bekenntnisschrift nicht unterschrieben, mit Hilfe der Staatsgewalt von dem Augsburger Religionsfrieden ausgeschlossen wissen wollten<sup>194</sup>. In ihrer „Christlichen Erinnerung“<sup>195</sup>, in der sie sich zu

der Konkordienformel eingehend äußerten, konnten sie natürlich auch rein akademische Erörterungen, wie z. B. über das Verhältnis der beiden Naturen in Christus, nicht vermeiden. Aber auch in dieser Schrift war ihnen der biblische Gemeindeglaube wichtiger als alle theologische Scholastik. So erstrebten sie zwar in der Abendmahlsfrage Klarheit darüber, inwiefern der Gläubige den Leib des Herrn empfangt, da sie jede magische Auffassung von dem Glauben fernzuhalten suchten. Aber ein Interesse des Gemeindeglaubens an der von den Lutheranern behaupteten Ubiquität des Leibes Christi vermochten sie nicht zu entdecken. Und vollends, was fragte der Gemeindeglaube danach, ob der Stand der Erhöhung Christi, wie die Schwaben behaupteten, schon mit Mariä Verkündigung begonnen habe? Ähnlich verhielt es sich mit der Prädestination. Den Heidelberger Theologen war sie, wie den Reformierten überhaupt, nicht lediglich die letzte Verankerung des menschlichen Heils in der göttlichen Gnade unter Ausschluß jeder menschlichen Mitwirkung. Sie schrieben ihr vielmehr darüber hinaus eine selbständige Bedeutung zu, indem sie aus ihr folgerten, daß der Erwählte unter allen Umständen in der Gnade beharre, wofür ihnen namentlich der Fall Davids und die Verleugnung des Petrus als biblische Beispiele dienten. Und in der Tat machte es für den Glauben der Gemeinde einen sehr großen Unterschied, ob man die Gnade mit Melancthon und seinen Nachfolgern für verlierbar, oder mit Calvin und den Reformierten für unverlierbar erklärte. Nach der Ueberzeugung der Heidelberger hielt die Gnade den Erwählten, auch wenn er sündigte, und nach seinem Falle brachte sie ihn wieder zurecht. Wer aber bürgte, wenn die Gnade verlierbar war, dem Gefallenen dafür, daß er sie nicht für immer verloren habe, sondern ihrer noch einmal werde teilhaftig werden?

Da die Heidelberger Theologen ihre ganze Arbeit auf die Gemeinde bezogen, durften sie sich in dieser eines großen Ansehens erfreuen. Senes beschämende Mißtrauen gegen alle theologische Arbeit, das sich später vielfach in den Gemeinden festgesetzt hat, war jenem Zeitalter noch fremd. Meinungsverschiedenheiten über Fragen des Glaubens gab es natürlich in Fülle für ein Geschlecht, dem seit einem halben Jahrhundert die ganze kirchliche Ueberlieferung fragwürdig geworden war. Aber wo sie nun eine der jungen Gemeinden oder Landeskirchen zu zerklüften drohten, da galt es als selbstverständlich, daß man sich zur Klärung der umstrittenen Fragen von theologischen Fakultäten Gutachten erbat. Um diesen Dienst sind auch die Heidelberger Theologen mehrfach<sup>195a</sup> gegangen worden.

Der erste Fall dieser Art datiert bereits aus dem Jahr 1561 und knüpft sich an den Namen Zanchis, der damals noch in Straßburg wirkte. Es handelte sich um den Streit um die Prädestination, der den Lutheranisierungsprozeß der Straßburger Kirche



einleitete<sup>196</sup>. Zanchi, der in diesem Artikel an die Traditionen Bucers anknüpfte, war darüber in Streit mit Johann Marbach geraten, der für Straßburg das war, was Heßhus in Heidelberg hatte werden wollen. Als eine Einigung nicht erzielt wurde, besuchte Zanchi verschiedene deutsche Gemeinden und Akademien, denen er die nötige Urteilsfähigkeit zutraute, besprach sich mit ihren Gelehrten über die strittigen Punkte<sup>197</sup> und bat sie, ihm nach sorgfältiger Prüfung ihr Votum schriftlich zuzustellen, das er dann seinen Vorgesetzten zu ihrer Information vorlegen wollte. Unter den Stellen, an die er sich wandte, befand sich auch die Heidelberger Fakultät und Kirche. Diese war insofern schon von vornherein in den Streit hereingezogen, als Marbach die Abendmahlschrift des Tilemann Heßhus<sup>198</sup> mit ihrer unwürdigen Polemik gegen den Pfälzer Kurfürsten in Straßburg hatte nachdrucken lassen wollen, woran er zu seinem großen Verdruß durch Zanchi verhindert worden war. Das Gutachten<sup>199</sup>, das nicht nur von den drei Professoren der Theologie, sondern auch von dem kurfürstlichen Hofprediger Michael Diller unterzeichnet war, beschäftigte sich näher nur mit den vier Thesen über den Glauben der Erwählten<sup>200</sup> und erklärte sie auf Grund der prophetischen und apostolischen Schriften für fromm und christlich. Auch gegen die übrigen Thesen fand es nichts zu erinnern. Dagegen bedauerte es, daß die von Zanchi vertretene Lehre, die verdiente, in allen Schulen vortragen zu werden, gerade in der Schule, an der einst ein so gelehrter und frommer Mann wie Bucer gewirkt habe, von einzelnen Leuten abgelehnt werde. Sie sei schriftgemäß und habe das Zeugnis der besten Ausleger aus alter und neuer Zeit für sich. Auf den Gang der Dinge in Straßburg hat dieses Gutachten freilich keinen Einfluß gewonnen. Hier führte die Entwicklung vielmehr zu Verhältnissen, unter denen schließlich Zanchi seine Professur gerne aufgab, um zunächst als Pfarrer nach Chiavenna zu gehen.

Einen interessanten Einblick in die Dogmengeschichte des Protestantismus gewähren in einem späteren Zeitpunkt die Erklärungen der Heidelberger Theologen über die Rechtfertigungslehre, die durch Vorgänge in Lausanne in den achtziger Jahren veranlaßt waren. Hier hatte es einiges Aufsehen erregt, als der Professor der Philosophie, Claude Albery<sup>201</sup>, zuerst in seiner Logik, dann in seiner gegen den Willen der Genfer und Berner veröffentlichten Schrift über den Glauben, die den Aristoteles häufiger zitierte als den Apostel Paulus, eine Rechtfertigungslehre vortrug, die stark an die Tridentiner Formulierungen anklang und gerade bei ihm doppelt verdächtig erschien, da er bis kurz vor seiner Anstellung in Lausanne (1576) Katholik gewesen war. „Die Wiedergeburt“, sagte er, „geht der Rechtfertigung voran, ja wir werden wiedergeboren, damit wir gerechtfertigt werden, nicht umgekehrt“,

wofür er sich auf Titus 3, 5 berief. Die Gerechtigkeit werde von Gott dem Menschen nicht bloß zugerechnet, sondern als eine neue Eigenschaft, im Gegensatz zur Sünde, eingefloßt. Auf diese Gedanken hatte ihn der Sprachgebrauch des Hebräerbriefts gebracht. Denn wenn er hier (10, 14) von einem Geheiligtwerden durch das Opfer Christi las, so verwischte sich ihm der Unterschied zwischen Rechtfertigung und Heiligung. Am 30. September 1587 schickten die Berner Theologen das anstößige Buch samt den Protokollen über die deswegen bereits geführten Verhandlungen zur Begutachtung an die Heidelberger Fakultät zugleich mit der Bitte, diese Materialien an Zanchi in Neustadt weiterzugeben, und auch von diesem ein Votum zu erheben. Namens der Heidelberger antwortete zunächst du Jon am 13. Oktober. Sein Schreiben<sup>202</sup> ist charakteristisch für jenes Zeitalter, das nach den gewaltigen Umwälzungen der Reformation auf kirchlichem, religiösem und sittlichem Gebiet ein tiefes Bedürfnis nach Ruhe empfand und deshalb feste dogmatische Formeln schätzte. Demgemäß rügte du Jon vor allem, daß Albery sich nicht an die herkömmliche Ausdrucksweise halte. Denn wolle er die alte Wahrheit nur auf eine neue Weise lehren, so richte er damit lediglich Verwirrung und Beunruhigung an. Möglicherweise aber weiche er, was sich freilich nicht klar erkennen lasse, mit seinen Sätzen von der biblischen Wahrheit ab, und dann müsse er nach dieser korrigiert werden. Eingehender äußerte sich Zanchi in seiner Antwort<sup>203</sup> an die Heidelberger vom 22. November 1587. Die philosophische Durchbildung Alberys erkannte er unumwunden an, machte aber, entsprechend der altprotestantischen Ansicht von dem Vernunftgebrauch in der Theologie, darauf aufmerksam, daß die theologische Methode eine andere sei als die philosophische. Nach der theologischen Methode unterschied er eine doppelte Gerechtigkeit der Erwählten, nämlich die imputative und die inhärente. Ueber beide verbreitete er sich sehr eingehend unter Berufung auf Kirchenväter wie Augustin, Scholastiker wie Thomas von Aquino, Zeitgenossen wie Albert Pighius unter den Katholiken, Wolfgang Musculus unter den Reformierten. Auch ein ausführlicher Schriftbeweis aus Röm. 5, 12—21 fehlte nicht. Das Ganze spitzte sich zu zu dem prinzipiellen Gegensatz zwischen Katholizismus und Protestantismus in der Rechtfertigungslehre. Auf welcher Seite hier Albery stand, vermochte auch Zanchi seinen Ausführungen nicht mit Sicherheit zu entnehmen. Er rechnete mit der Möglichkeit, daß jener diesen Gegensatz überhaupt nicht erkannt habe. Kenne er ihn aber, so stehe er im katholischen Lager. Und darum schloß das Gutachten mit einem herzlichen Appell an ihn, bei der einhelligen Lehre der evangelischen Kirchen von der Rechtfertigung zu verbleiben, die ebenso der Verherrlichung Christi diene, wie dem Trost der frommen Gewissen. Ihren vorläufigen Abschluß fand die ganze Angelegenheit, indem Albery bei Gelegen-



heit des Berner Kolloquiums im April 1588 im Interesse des Kirchenfriedens sich mit der evangelischen Rechtfertigungslehre völlig einverstanden erklärte. Das konnte jedoch nicht verhindern, daß er fünf Jahre später von einer Synode zu Lausanne, der er sich anscheinend aufs neue verdächtig gemacht hatte, doch abgesetzt wurde, worauf er im folgenden Jahr eine Anstellung in Frankreich fand.

Während die beiden Gutachten von 1561 und 1587 nur ein nach Ort und Zeit ziemlich begrenztes Interesse bieten, gewann David Pareus mit seinen Bemühungen um einen sogenannten Synkretismus der Reformationkirchen kirchengeschichtliche Bedeutung. Ausdruck und Idee eines Synkretismus war jenem Zeitalter seit hundert Jahren aus der Sprichwörtersammlung „Adagia“ des Erasmus geläufig, der aus der Schrift des Plutarch über die Bruderliebe den Rat aufgenommen hatte: Wenn Brüder miteinander stritten, müßten sie sich die Kreter zum Muster nehmen; unter diesen sei es oft zu Streit und Krieg gekommen, aber gegen einen äußeren Feind hätten sie sich doch immer sofort zusammengeschlossen, „und das war der von ihnen sogenannte Synkretismus“<sup>204</sup>. Von hier bürgerten sich Gedanke und Wort namentlich bei den Reformierten ein, denen sich die Idee des Synkretismus von der politischen Lage wie von dem Glauben an die Prädestination her gleichermaßen nahe legte<sup>205</sup>. Stand man mit anderen auf demselben Grunde des Glaubens, so konnten deren abweichende Ansichten über Einzelfragen als theologische Schulmeinungen ertragen werden, eine gemeinsame Abwehr einer gemeinsamen Gefahr wurde durch sie nicht verhindert. Im allgemeinen<sup>206</sup> galt ein solcher Synkretismus als etwas Lößliches. Deshalb empfahlen ihn auch die Heidelberger Theologen. Auf Verständnis dafür durften sie namentlich bei dem Kurfürsten Friedrich IV. (1592–1610) rechnen<sup>207</sup>, dessen Kirchenpolitik im Zeichen eines solchen Synkretismus stand und von hier aus zu jener verhängnisvollen Union von Ahausen führte. Sogleich in den ersten Jahren seiner Regierung erschienen mehrere Schriften, die in diese Richtung wiesen<sup>208</sup>. Bereits damals trat auch Pareus mit einer Schrift über die reformierte Lehre hervor, die dem Frieden der Konfessionen dienen sollte. Nun, da man zum Streit gekommen, schrieb er, sei das Beste, zu sehen, wie man wieder herauskomme<sup>209</sup>. Die Schrift sollte offenbar in erster Linie einer Verständigung der Reformierten in der sogenannten Unterpfalz mit den seit Jahrzehnten fanatisierten Lutheranern in der Oberpfalz dienen. Selbst in der Abendmahlsfrage war Pareus zu Zugeständnissen an die Lutheraner geneigt, was ihm freilich nur den Unwillen der Heidelberger Pfarrer und einen Verweis seines Kurfürsten zuzog<sup>210</sup>. Unbeirrt hierdurch arbeitete er in der Folge (1606) sein berühmtes *Trenicum* aus, das er indessen erst

unter Kurfürst Friedrich V. (1614) veröffentlichte<sup>211</sup>. Eine deutsche Uebersetzung, die der Pfarrer Gwinand Jonsius in Bretten veranstaltete, sicherte den darin entwickelten Gedanken ihre Verbreitung auch außerhalb der gelehrten Welt. Die Möglichkeit eines Zusammenschlusses aller Evangelischen auf Grund der Fundamentalartikel stand für Pareus fest im Hinblick auf die Marburger Artikel von 1529, die Wittenberger Konkordie von 1536, den Vergleich von Sendomir von 1570 und die Confessio Bohemica von 1575. Als Weg zu der Vereinigung schlug er eine Generalsynode vor, zu der die Evangelischen Deutschlands, Englands und Dänemarks zusammentreten sollten. Bis dahin sollte jeder Teil die anderen als irrende Brüder nach Röm. 14, 1 ff. mit Sanftmut tragen. Einigkeit tue jedenfalls dringend not, denn es drohe — wie richtig hat Pareus hierin gesehen! — ein neuer Schmalkaldischer Krieg, und den Gewinn von der Zwietracht der Evangelischen habe nur der Antichrist in Rom. Ganz falsch sei die Behauptung Polykarp Vessers, Lutheraner und Katholiken stünden einander näher, als Reformierte und Lutheraner, denn dabei werde nicht nur der gemeinsame Glaubensbesitz aller Evangelischen, sondern namentlich der grundsätzliche Gegensatz zwischen Katholizismus und Protestantismus verkannt.

Es ist bekannt, wie die Gedanken des Pareus durch Comenius, der bis 1614 sein Schüler war, aufgegriffen und weitergebildet worden sind. Aber gerade auf die deutschen Verhältnisse, für die sie zunächst bestimmt waren, haben sie keinen Einfluß gewonnen. Lutheraner wie Leonhard Hutter<sup>212</sup> und Jesuiten wie Adam Conzen<sup>213</sup> sorgten dafür, daß es ungeachtet der ernsten Zeiten zu keiner Verständigung zwischen Lutheranern und Reformierten kam, so daß der Dreißigjährige Krieg einen in sich zwiespältigen Protestantismus vorfand.

Unsjagbar traurig endete dann die große Zeit der Heidelberger Fakultät. Teilweise hatten die Zeichen der Zeit schon lange ein stürmisches Ende angekündigt. Bereits 1593 war auf dem Regensburger Reichstag wieder einmal der Versuch gemacht worden, den Kurfürsten von der Pfalz vom Religionsfrieden auszuschließen<sup>214</sup>. Auch ein Rückgang der Frequenz wurde seit Ende des Jahrhunderts bisweilen beklagt<sup>215</sup>. Was schließlich den Zusammenbruch herbeiführte, war weniger das böhmische Abenteuer, als die alte Eifersucht der bayrischen Wittelsbacher auf ihre Kurpfälzer Bettern. Auf die Eroberung Heidelbergs durch Tilly (Mitte September 1622) folgte ein derartiger Niedergang der Universität, daß in den nächsten drei Jahren im Ganzen nur sechs Studenten immatrikuliert wurden<sup>216</sup>, — im Jahre 1619 waren es noch 206 gewesen<sup>217</sup>. Die theologische Fakultät, die jetzt den Rektor zu stellen gehabt hätte, verschwand überhaupt<sup>218</sup>, und am 2. April 1626 verschwand

die ganze Universität<sup>219</sup>. Statt der alten Professoren hielten die Väter der Gesellschaft Jesu ihren Einzug, und was sie als dringendsten Bedarf anmeldeten, das waren nicht Professoren und Ersatz für die schmählich geraubte weltberühmte Bibliothek<sup>220</sup>, sondern Devotionalien, Rosenkränze und katholische Gebetbücher, die denn auch auf Staatskosten angeschafft wurden<sup>221</sup>.

Die Universität hat sich doch auch von diesem Schlag erholt. Aber als sie nach dem Westfälischen Frieden wiederhergestellt wurde, war für die theologische Arbeit der Faden der Tradition abgerissen und ließ sich nicht wieder anknüpfen. Die Fakultät stand vor der Aufgabe eines Neuanfangs und einer Neuorientierung. So schlug die Entwicklung jetzt andere Wege ein als früher.